Agnes Sorel.

Ein historischer Roman

von

G. P. R. James.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. Ernst Susemihl.

Dritter Band.

Leipzig, 1853.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Agnes Sorel.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Es war eine große Versammlung von Lakaien, Pagen und Reisigen auf dem Hofplatze des Hotel d'Anjou; aber der Hofplatz war sehr groß, mit bedeckten Gallerien auf beiden Seiten, und die Anzahl der gegenwärtigen Dienerschaft kaum zu sehen. Von Zeit zu Zeit kam ein großer Herr des Hofes an, ging sogleich in den Palast und ließ seine Begleiter zurück, um die Anzahl der bereits versammelten noch zu vermehren. Häufig richteten sich die Augen Aller auf einen besonderen Punkt, und nur wenn einer von den Prinzen des königlichen Hauses — der Herzog von Berri, der Herzog von Bourbon oder der König von Navarra — ankam, lenkten die Zuschauer der Scene ihre Augen von einer Stelle ab, wo ein schöner Jüngling, der noch nicht zwanzig Jahre alt war, in der Mitte der Gruppe der Wache des Oberrichters gefesselt stand.

Um halb vier Uhr kamen mehrere von den Für=

sten und dem königlichen Rathe an und wurden sogleich in eine große Halle im untern Stocke geführt, wo Alles düster und unheimlich war, wie es die Veranlassung ihrer Zusammenkunft erforderte. Die Decke war viel niedriger, als man es bei einem so großen Zimmer hätte erwarten sollen; aber die Dekorationen waren kostbar und zeigten die Rose — ein altes Emblem des Hauses Anjou — in Roth, Grün und Gold in der Ecke jeder Füllung, denn die Decke war, wie das ganze Zimmer, mit dunklem Eichenholz getäfelt. Die Wände waren reich verziert, aber bei dem Mangel an Licht war der größte Theil des zierlichen Schnitzwerks unsichtbar, und kaum konnte der Sekretair, der am Tische saß, die Buchstaben auf dem Papier sehen, worauf er schrieb.

Die meisten Mitglieder des Raths waren angekommen; der Herzog von Berri selber war zugegen, aber zwei sehr wichtige Personen, nämlich der Herzog von Anjou — Titularkönig von Sicilien — und der Herzog von Burgund fehlten noch. Der Herzog von Berri gab dennoch Befehl, das Verhör zu beginnen, während er einen Lakai abschickte, um den Herzog von Anjou herbei zu rufen, und bald darauf trat jener Fürst in's Zimmer und fragte, als er sich dem Tische näherte, ob der Oberrichter bereits angekommen sei.

„Nein, mein guter Vetter,“ versetzte der Herzog

von Berri; „aber wir können eben so gut mit der vorläufigen Verhandlung beginnen. Das Protokoll über die Auffindung der Leiche muß zuerst verlesen werden.“

„Ich habe das Ganze bereits gelesen,“ sagte der König von Sicilien. „Beginnt nur damit, ich werde sogleich zurück sein.“

Dem Herzoge von Berri schien es nicht zu gefallen, daß sein Vetter die Halle wieder verließ; aber die Untersuchung begann; alle Thatsachen in Betreff der Ermordung des Herzogs von Orleans wurden von dem Sekretair aus den vor ihm liegenden Papieren verlesen, und als er dies gethan, fügte er hinzu:

„Ich höre, gnädigste Herren, daß ein junger Mann, der Sekretair des ermordeten Herzogs, der nicht mit ihm im Hotel Barbette war, von einem Diener Ihrer Majestät unter sehr verdächtigen Umständen, gleich nachdem das Verbrechen verübt war, auf dem Schauplatze des Mordes gefangen genommen worden. Ist es Euer Wille, daß er vor Euch gebracht werde?“

„Gewiß,“ versetzte der Herzog von Berri. „Ich habe den jungen Mann gesehen und hege eine gute Meinung von ihm. Ich kann mir nicht denken, daß er irgend einen Antheil an dieser entsetzlichen That sollte gehabt haben. Ist Jemand von dem Haus-

halte meines armen Neffen hier, um Zeugniß über ihn abzulegen?"

„Mehrere Personen, Eure Hoheit," antwortete der Sekretair. „Sie sind im Vorzimmer."

„Laßt sie auch herein rufen," sagte der Herzog von Berri, und in einigen Minuten wurde Jean Charost schwer gefesselt an das Ende des Tisches geführt und einige von den Officianten des Herzogs von Orleans, unter diesen der Narr und der Kaplan, zeigten sich hinter ihm.

Der Herzog von Berri sah den jungen Mann ein wenig streng an; aber bei Jean Charost waren die ersten Gefühle des Kummers und Entsetzens einer Empfindung des Unwillens über den gegen ihn gehegten Verdacht gewichen, und er erwiederte den Blick des Herzogs fest und ohne Beben mit einem Ausdruck männlicher Zuversicht, der selbst seinen jugendlichen Zügen sehr gut stand.

„Nun, junger Herr," sagte der Herzog von Berri endlich, „was habt Ihr für Euch zu sagen?"

„In welcher Hinsicht, gnädigster Herr?" fragte Jean Charost, seine Augen noch auf den Herzog richtend, denn das Anstarren der Umgebung war schmerzlich für ihn.

„Als Antwort auf die gegen Euch vorgebrachte Anklage," antwortete der Herzog von Berri.

„Ich weiß von keiner Anklage, Eure Hoheit,"

entgegnete Jean Charost. „Ich weiß nur, daß ich, als ich in Folge der Befehle meines dahingeschiedenen, geliebten Herrn zu ihm in das Hotel Barbette reiten wollte, von einigen Männern an der Ecke der Rue Barbette ergriffen wurde, gerade als ich anhielt, um nach einem in Flammen stehenden Hause und einer Menschenmenge zu sehen, die sich weiter unten in der Straße versammelt hatte. Ich wurde fast ohne alle Erklärung in's Gefängniß geführt und diesen Morgen mit diesen Fesseln an meinen Gliedern, die gewiß einem unschuldigen französischen Edelmanne nicht geziemen, hieher gebracht."

„Es ist recht, daß Ihr die Anklage höret," sagte der Herzog. „Ist der Mann, der ihn zuerst ergriffen, hier gegenwärtig?"

Der große und rüstige Lakai der Königin, der zuerst den Zügel des jungen Sekretairs ergriffen, drängte sich jetzt im Gefühle seiner Wichtigkeit durch die Menge und erzählte nicht ohne Verschönerung seine Thaten vom vergangenen Abende. Er sagte, er habe von den fliehenden Dienern des Herzogs von Orleans gehört, daß ihr Herr auf der Straße von bewaffneten Männern überfallen worden, worauf er eine Hellebarde ergriffen habe und ihm zu Hilfe geeilt sei, wie er aber zu spät gekommen und sich dann bemüht habe, die Mörder zu verhaften. Er sagte, Jean Charost sei nach keiner Richtung hingeritten, sondern

habe ganz still auf seinem Pferde gesessen, als hätte er aus der Ferne die eben geschehene That beobachtet; auch habe ein Edelmann von gutem Rufe, der gleich ihm herbeigeeilt, um Beistand zu leisten, den jungen Sekretair als einen von den Mördern bezeichnet und sogar geholfen, ihn zu verhaften. Er fügte noch mehrere Einzelnheiten von keiner großen Bedeutung in Betreff des Benehmens und der Worte Jean Charost's hinzu, um einen starken Verdacht gegen ihn zu erheben.

„Ihr hört die Anklage," sagte der Herzog von Berri, als der Mann geendet hatte. „Was habt Ihr zu sagen?"

„Ich könnte wohl sagen, Nichts, Eure Hoheit," versetzte Jean Charost; „denn so weit ich sehe, liegt keine Anklage gegen mich vor, als daß ich mein Pferd einen Augenblick anhielt, um eine Menschenmenge und ein in Flammen stehendes Haus anzusehen. Dennoch will ich mit Eurer Erlaubniß diesem Manne einige Fragen vorlegen, die vielleicht dazu dienen werden, einiges Licht in diese dunkle Sache zu bringen."

„Fragt, was Ihr wollt," antwortete der Herzog.

Jean Charost wendete sich dann zu dem Diener und fragte in heftigem Tone:

„War der Mann, der Euch auf mich aufmerksam machte, gerüstet oder nicht?"

„Völlig gerüstet, mit Ausnahme des Kopfes,“ versetzte der Lakai, ein wenig verwirrt werdend.

„Was hatte er in der Hand?“ fragte Jean Charost.

„Einen Streitkolben, meine ich,“ antwortete der Mann; „einen eisernen Streitkolben.“

„Sagte er Euch, wie es kam, daß er sich zu jener Nachtstunde völlig bewaffnet in den Straßen von Paris befand?“ fragte Jean Charost.

„Er sagte, er sei auf das Geschrei herausgekommen,“ antwortete der Diener.

„Wie lange mag es währen, um einen Mann vollständig zu rüsten, mit Ausnahme des Kopfes?“ fragte der junge Herr.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Diener. „Ich trage keine Waffen.“

„Ich aber,“ versetzte Jean Charost, „und so auch diese hohen Herren. Ist es wahrscheinlich, daß ein Mann seine Rüstung angelegt haben und sobald auf dem Platze gewesen sein kann? Er muß schon gerüstet gewesen sein. Nun sagt mir, wie war der Name dieses Mannes?“

Der Diener zauderte; aber der Herzog von Berri rief mit Donnerstimme vom oberen Ende des Zimmers her:

„Antwortet mir sogleich! Ihr sagtet, er sei ein

Edelmann von gutem Rufe. Ihr müßt ihn also kennen: wie war sein Name?“

„Wilhelm von Courthose,“ antwortete der Mann; „der Bruder des Kammerdieners Seiner Majestät des Königs.“

„Wo ist er?“ fragte der Herzog von Berri so strenge, daß der Mann immer unruhiger wurde und fast schon zu der Ueberzeugung kam, daß seine thörichte Dienstfertigkeit nicht so vortheilhaft für ihn ausfallen werde, wie er gedacht.

„Ich weiß es nicht genau, Hoheit,“ erwiederte er. „Sein Bruder sagte mir heute, er sei nach Artois gegangen.“

Bei dieser Ankündigung trat ein allgemeines Schweigen ein. Jean Charost that weiter keine Fragen. Mehrere von den Räthen sahen einander bedeutungsvoll an und der Herzog von Berri blickte gedankenvoll auf den Tisch nieder.

Der Kaplan des verstorbenen Herzogs von Orleans und Seigneur André, der Hofnarr, gingen indessen herum und traten hinter den Stuhl des Fürsten. Der Erstere neigte sein Haupt und sprach einige Worte in leisem Tone. Der Herzog blickte sogleich auf und sagte:

„Wie ich höre, Herr von Brecy, fand ein Streit zwischen Euch und meinem unglücklichen Neffen statt. Man hörte Euch in seinen Zimmern laut und zornig

reden. Ihr verließet ihn auf halbem Wege zum Hotel Barbette. Erklärt dies Alles."

„Es war kein Streit, gnädigster Herr," versetzte Jean Charost. „Es konnte kein Streit zwischen einem bescheidenen Manne, wie ich, und einem Prinzen von königlichem Blute stattfinden. Seine Hoheit tadelte mich wegen eines Versehens und seine Stimme war gewiß laut genug, als er dies that. Er verzieh mir indessen in Folge meiner Entschuldigung, nahm mich mit sich auf den Weg zum Hotel Barbette, schickte mich ab, um einen Brief abzugeben und eine Antwort zu empfangen, und befahl mir zu ihm zu kommen in den Palast Ihrer Majestät, wohin er eben ritt, als ich verhaftet wurde."

„Welches war die Ursache, weshalb er Euch tadelte?" fragte der Herzog von Berri. „An wen schickte er Euch mit dem Briefe? Und wo brachtet Ihr die Zeit von dem Augenblicke, wo Ihr ihn verließet, bis zu dem Augenblicke Eurer Verhaftung zu? Es wird besser sein, Herr von Brecy, wenn Ihr uns einen vollständigen Bericht über alle Eure Handlungen seit Eurer Ankunft in Paris bis zu der Zeit Eurer Verhaftung ertheilet."

Jean Charost blickte gedankenvoll vor sich nieder und sein Gesicht veränderte sich. Die Geheimnisse des Todten zu verrathen, einen neuen Dorn in das Herz der Herzogin von Orleans zu drücken, welches

schon so sehr zerrissen war, zu erklären, wie und warum er gezaudert, den Befehlen seines Herrn zu gehorchen, dem hätte er sich auf jede Gefahr gern entzogen, und sein Vertrauen auf seine eigene Unschuld brachte ihn zu dem Glauben, daß seine Weigerung ihm keinen wesentlichen Nachtheil bringen würde.

„Es würde besser für Euch selber sein, junger Mann, Euch offen und aufrichtig auszusprechen,“ sagte der Herzog von Berri. „Einige Worte können Euch von allem Verdachte befreien.“

„Ich bezweifle es nicht, Hoheit,“ versetzte Jean Charost, „denn bis jetzt sehe ich noch keinen Grund dazu. Wäre ich allein betheiligt, so würde ich gern und augenblicklich jede meiner Handlungen und Worte mittheilen; aber dadurch würde ich genöthigt sein, auch die Handlungen und Worte meines edlen Herrn mitzutheilen. Sie wurden im Vertrauen zu mir gesprochen, wie ein edler und hochherziger Fürst zu seinem Sekretair zu reden pflegt. Er ist todt; aber das befreit mich nicht von der treuen Erfüllung einer Pflicht gegen ihn. Was er mir anvertraute — wohin er mich schickte — ja auch die Ursache, weshalb er mich tadelte, die sich auf seine Privatangelegenheiten bezog — werde ich nimmermehr mittheilen, es mögen die Folgen sein, welche sie wollen; und ich hege das Vertrauen, daß die hohen Fürsten und edlen Herren nicht verlangen werden, daß ein demüthiger

Sekretair, wie ich, die Geheimnisse seines Herrn verrathe."

„Ihr seid nach dem Gesetze verbunden, Herr, alle Fragen, die der geheime Rath des Königs Euch vorlegen mag, der Wahrheit gemäß zu beantworten," sagte der König von Navarra strenge. „Wenn nicht, können wir Euch zwingen."

„Ich denke nicht, gnädigster Herr," versetzte Jean Charost. „Ich weiß von keinem Mittel, welches einen ehrenvollen Mann zwingen kann, eine geheiligte Pflicht zu verletzen."

„Ha, ha!" rief Seigneur André. „Er weiß nicht, daß wir gewisse Käfige in Frankreich haben, um widerspenstige Vögel zum Singen zu bringen. Mich dünkt, eine Schraube der Folterbank würde das hübsche Geschöpf schon bewegen, seinen Schnabel zu öffnen."

„Ich denke auch so," sagte der König von Navarra, der seine Zähne zusammenbiß und durchaus nicht mit Jean Charost's Antwort zufrieden war. „Wir wollen Euch noch eine Gelegenheit geben. Wollt Ihr die Fragen des Herzogs von Berri beantworten oder nicht? Wenn nicht, so müssen wir versuchen, wie weit Eure Widersetzlichkeit geht."

Während er sprach, winkte er dem Oberrichter von Paris, welcher eben eingetreten war, und that eine leise Frage an ihn, worauf der Andere antwortete:

„O ja, gnädigster Herr, in dem anderen Zimmer. Die Schraube wird schon genügen — sie richtet oft mehr aus, als die Folterbank."

Inzwischen war in Jean Charost's Brust ein Kampf vorgegangen.

Es ist oft gefährlich, sich durch Worte zu einer bestimmten Handlungsweise verbindlich zu machen. So lange wir in den geheimen Räumen unserer Brust mit uns selber zu Rathe gehen, tragen wir kein Bedenken, eine übereilte Ansicht oder einen raschen Entschluß zurückzunehmen; wenn wir aber unsere Mitgeschöpfe zu Zeugen unserer Gedanken oder Entschlüsse aufgerufen haben, da stellt die große ursprüngliche Sünde des Stolzes uns eine Schranke in den Weg und verhindert uns zurückzutreten, auch wenn wir es mit Ehre thun könnten. Jean Charost war so fehlerhaft, wie die Uebrigen unseres Geschlechts, und vielleicht würde es zu viel behauptet sein, wenn wir sagen wollten, der Stolz habe keinen Antheil an seinem Entschlusse gehabt. Nach einer kurzen Pause aber sagte er:

„Gnädigste Herren, ich bitte, mir zu verzeihen, wenn ich sage, daß ich alle Fragen, welche mich betreffen, sogleich und der Wahrheit gemäß beantworten werde, nicht aber die, welche sich auf die Privatangelegenheiten meines verstorbenen königlichen Herrn beziehen."

„Wir können nicht zugeben, daß unserem Ansehen Trotz geboten werde," sagte der Herzog von Berri ernsthaft. Der König von Navarra wendete sich mit finsterem Blicke zu dem Oberrichter und rief:

„Entfernt ihn, Herr Tignonville, und bringt ihn zum Reden."

Jean Charost wurde sehr blaß, aber er sagte Nichts, und zwei von den Leuten des Oberrichters ergriffen ihn und schleppten ihn von dem Ende des Tisches hinweg.

In demselben Augenblicke aber eilte ein anderer junger Mann mit glühendem Gesichte herbei und rief:

„O, gnädigste Herren! um Gotteswillen — um Eurer eigenen Ehre willen — haltet ein! Er ist ein so edler und getreuer Jüngling, wie nur je einer lebte — und der Herzog, den wir Alle betrauern, liebte ihn sehr. Denkt Ihr, daß er, der lieber die Folter aushalten, als seines Herrn Geheimnisse verrathen wird, an seinem Tode sollte Antheil gehabt haben?"

„Es können auch seine eigenen Geheimnisse sein, die er nicht entdecken will," sagte der Herzog von Berri.

„Mischt Euch nicht in das, was Euch nicht angeht," rief der König von Navarra strenge.

Aber Jean Charost wendete sich um, ehe man ihn aus dem Zimmer führte, und rief:

„Ich danke Euch, de Royans — ich danke Euch! Das ist edel und gerecht.“

Kaum hatte man ihn hinausgeführt, als der Herzog von Burgund durch den großen Eingang eintrat und der König von Sicilien durch eine kleine Thür hinter dem Herzoge von Berri hereinkam. Der Erstere war allein; dem Letzteren aber folgten mehrere Officianten seines Haushalts, und in ihrer Mitte befand sich ein junges Mädchen, auf den Arm eines ältlichen Frauenzimmers gestützt, welches wie eine Dienerin höheren Ranges gekleidet war.

„Ich hörte, daß Herr von Brecy verhört werde,“ sagte Louis von Anjou sich umsehend, „der Theilnahme an dem Morde angeklagt. Ist er nicht hier?“

„Er hat sich mit einem Freunde entfernt,“ sagte Seigneur André, welcher das Vorrecht zu haben glaubte, sich in jede Unterredung zu mischen.

„Die Wahrheit ist, mein edler Vetter“ antwortete der König von Navarra, „wir haben ihn sehr widersetzlich gefunden — er bietet dem Ansehen des geheimen Rathes Trotz und weigert sich, die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten. Wir sind daher genöthigt gewesen, Mittel anzuwenden, welche gewöhnlich die Widerspenstigen zum Reden bringen.“

„Guter Gott! das will ich nicht hoffen!“ rief der König von Sicilien. „Hier ist eine junge Dame, die etwas zu seinen Gunsten aussagen kann.“

Während er sprach, wendete er sich zu der jungen Dame, die ihm in die Halle gefolgt war, und die wir dem Leser schon mehrmals vorgeführt haben. Sie war jetzt todtenblaß; aber jene Energie, welche später Frankreich rettete, fehlte ihr auch jetzt nicht. Sie ließ den Arm der bejahrten Dienerin los, trat einen Schritt vor, schlug ihre Hände zusammen und rief:

„Um Gotteswillen, mächtige Fürsten, haltet ein! Schickt einen Boten ab, wenn Ihr Euren Frieden retten wollt, und bestellt diesen schrecklichen Befehl ab. Ich weiß nicht, warum Ihr einen unschuldigen Mann zur Folter verurtheilt habt; aber ich bin gewiß, daß er sich dies durch Redlichkeit und nicht durch Verbrechen zugezogen hat — indem er sein Wort gehalten und nicht, weil er es gebrochen."

„Sie sind für einander geschaffen," sagte der König von Navarra kalt. „Beide reden aus demselben Tone. Wer ist sie, Vetter von Sicilien?"

„Mademoiselle de St. Geran — Agnes Sorel," antwortete der Herzog von Anjou in leisem Tone. „Eine von den Hofdamen meiner Gemahlin."

Aber Agnes achtete nicht auf diese halb gehörte Unterredung, und sich sogleich mit rascher Entschlossenheit und unendlicher Anmuth zum Herzog von Burgund wendend, der, seinen Kopf auf die Hand gestützt und seine Augen auf den Tisch gerichtet, dasaß, rief sie:

„Ich bitte Eure Hoheit, einzuschreiten. Ihr kennt diesen jungen Mann — Ihr wißt, daß er getreu und redlich ist — Ihr wißt, daß er selbst auf Euren Befehl sich weigerte, die Geheimnisse seines Herrn zu verrathen, und Eurem höchsten Zorne Trotz bot — Ihr wißt, daß er nicht schuldig ist."

„Ich weiß es," sagte der Herzog von Burgund aufstehend und in hohlem, heiserem Tone redend. „Meine Herren, er ist nicht schuldig — ich bin dessen gewiß. Nehmt Euren Befehl zurück, ich bitte Euch. Schickt in das Chatelet und laßt —"

Ein tiefes Stöhnen, welches einem unterdrückten Schreie glich, schien aus einer Thür an der Seite der Halle hervorzudringen und gleich dem Tone einer Orgel anzuschwellen.

„Er ist nicht weit entfernt, wie Ihr hört," sagte der König von Navarra in gleichgültigem Tone. „Sagt ihnen, daß sie inne halten, wenn Ihr wollt, edler Vetter."

Der Herzog von Burgund wartete nicht auf die Erlaubniß, sondern schritt bereits auf die Thür zu. Er öffnete sie heftig und trat in ein kleines Gemach, welches keinen andern Ausgang hatte, als durch die Halle; aber er blieb einen Augenblick sprachlos stehen, obgleich der arme Jean Charost auf einer Vorrichtung gleich einer eisernen Bettstelle ausgespannt lag und einer von den Leuten des Oberrichters am Kopfende

ein Rad umdrehte, welches seinen ganzen Körper ausstreckte und den Unglücklichen in Stücke zu zerreißen drohte. Einen Augenblick stand der Herzog schweigend da, als wollte er sehen, wie viel der unglückliche junge Mann würde ertragen können. Aber Jean Charost sprach kein Wort. Jenes Stöhnen war das Einzige, was ihm der heftige Schmerz auszupressen vermochte. Aber jetzt schien seine Entschlossenheit über die menschliche Schwäche zu triumphiren, und mit zusammengebissenen Zähnen und geschlossenen Augen lag er da und litt ohne einen Schrei.

„Halt!“ rief der Herzog endlich. „Halt! Herr Oberrichter, bindet den Mann los. Er ist nicht schuldig.“

Dann ging der Herzog langsam zur Thür und schloß dieselbe, während Jean Charost von seinem schrecklichen Lager befreit wurde und man ihm ein wenig Wasser zu trinken gab. Er saß aufrecht da, stützte seinen Kopf auf die Hand, hielt die Augen noch geschlossen und schien nicht zu sehen, wer gekommen war, um ihn zu befreien. Die Leute des Oberrichters näherten sich ihm und versuchten ihm ein wenig rauh seine Kleider wieder anzuziehen, die er vor der Tortur hatte ablegen müssen.

„Geduld — Geduld einen Augenblick!“ rief er matt.

Inzwischen näherte sich ihm der Herzog von Bur-

gund, stand da, seine Arme über die breite Brust gekreuzt, und sah ihn an.

„Könnt Ihr reden, junger Mann?“ sagte er endlich.

Jean Charost neigte sein Haupt ein wenig mehr.

„Was war es, was Ihr dem geheimen Rathe nicht sagen wolltet?“ fragte der Herzog.

„Wohin mich der Herzog von Orleans am letzten Abend geschickt,“ antwortete der junge Mann mit kaum hörbarer Stimme.

„Treu und redlich in der That!“ rief der Herzog von Burgund.

Dann legte er seine Hand auf des Jünglings schmerzende Schulter und sagte in leisem Tone:

„Wenn Ihr einen neuen Dienst suchet, de Brecy, so kommt in einer Woche zu mir nach Mons. Ich will Euch zu einer hohen Würde erheben; und Ihr müßt wissen, daß das, was Ihr gelitten, nicht mein Werk war. Ich kam, um Euch zu befreien. Nun führt ihn hinein, Oberrichter, sobald er es ertragen kann.“

Als der Herzog in die Halle zurückkehrte, fand er Agnes Sorel an der Seite des Herzogs von Berri stehend, obgleich einer von den Herren, die sich in der Nähe befanden, ihr einen Stuhl hingestellt hatte; denn in jenen Tagen hatten alle französischen Edelleute, in äußeren Dingen wenigstens, den glänzenden

Stempel der ritterlichen Höflichkeit, der seitdem freilich von dem Blute Lamballe's und Marie Antoinettens befleckt wurde.

„Euer Zeugniß, hinsichtlich seines allgemeinen Charakters und seiner Redlichkeit, meine schöne junge Dame," sagte der Herzog von Berri in freundlichem Tone, „wird von dem geheimen Rathe nach Verdienst gewürdigt werden; aber hier müssen wir etwas Bestimmteres haben. Wir hören, daß er länger als eine Stunde von dem Gefolge des Herzogs entfernt war, obgleich mein armer Neffe ihm befohlen hatte, sogleich nachzukommen, und daß der entsetzliche Mord während dieser Zeit geschah. Er weigert sich, zu sagen, wo er während jener Zeit gewesen und was er gethan. Wir wollen ihm die Frage noch einmal vorlegen," fuhr er fort, indem er nach der Thür hinblickte, in welcher Jean Charost jetzt, von zwei Dienern des Oberrichters unterstützt und von diesem Beamten selber begleitet, erschien. „Hat er geantwortet, Herr von Tignonville?"

„Kein Wort, Eure Hoheit," versetzte der Oberrichter.

„Edler Jüngling!" rief Agnes Sorel in leisem Tone, wie mit sich selber redend. Dann fuhr sie laut fort: „Ich will Eurer Hoheit sagen, wo er war und was er that."

Der Herzog von Burgund stutzte und blickte plötzlich auf, aber Agnes fuhr fort:

„Obgleich es Männer giebt, für deren Charakter gewisse Handlungen so abstoßend sind, daß es eine Unmöglichkeit sein würde, sie derselben schuldig zu halten, und obgleich der mächtige Fürst dort und ich Beide bezeugen können, daß dies selbst hier der Fall ist, will ich Euch sagen, was er nicht aussprechen will, damit er durch seine Treue nicht in Gefahr gerathen möge, denn ich bin nicht durch Pflicht gebunden, zu schweigen. Er war im Hause der Frau von Giac, wohin ihn der Herzog von Orleans mit einem Briefe schickte. Sie sagte es mir diesen Morgen selber und beklagte, daß ein thörichter Streich, den sie ihm durch ihre Diener habe spielen lassen, nur um zu sehen, wie er in seiner Unerfahrenheit einer Schwierigkeit entgehen würde, ihn verhindert habe, zu seinem königlichen Herrn zu kommen, obgleich, wie sie richtig bemerkte, ihr thörichter Scherz dem jungen Manne wahrscheinlich das Leben gerettet habe.“

„Geschickt gewendet,“ murmelte der Herzog von Burgund zwischen seinen Zähnen und blickte dann mit beruhigtem Gesichte auf.

„Wenn die hohen Herrn an meinem Worte zweifeln,“ fuhr das junge Mädchen fort, „so mag man Frau von Giac selber rufen lassen.“

„Nein, nein, wir hegen keinen Zweifel gegen

Euch," sagte der Herzog von Burgund; „und so fest bin ich von der Unschuld des Jünglings überzeugt — obgleich er mich in Pithiviers fast beleidigte — daß ich den Vorschlag mache, ihn sogleich in Freiheit zu setzen und ihm zu erlauben, sich zu entfernen."

„Oeffnet die Thür, aber vorher beschneidet dem Vogel die Flügel," sagte Seigneur André. „Ich denke, er wird nicht weit fliegen, nachdem man ihn so gelähmt hat."

Der Vorschlag des Herzogs von Burgund wurde indessen sogleich angenommen, und Louis von Anjou, der ungeachtet seiner Fehler ein freundliches Herz hatte, neigte sich über den Tisch zu Agnes Sorel hin und sagte:

„Nehmt ihn mit Euch, mein hübsches Mädchen, und versucht, was Ihr thun könnt, ihn zu trösten, bis ich komme."

Agnes reichte Jean Charost unbefangen die Hand und sagte:

„Kommt, Herr von Brecy, Ihr bedürft der Ruhe und der Erfrischung. Kommt! Die lieblichste Musik, die Ihr je gehört, soll Euch erheitern!"

Mit matten und schwankenden Schritten folgte ihr der junge Herr aus dem Zimmer, und sobald die Thür hinter ihnen geschlossen war, wendete sich der König von Sicilien zu dem Oberrichter und sagte:

„Dieser junge Mann ist offenbar unschuldig, Herr von Tignonville. Meint Ihr nicht auch?“

„Ich hielt ihn immer dafür, gnädigster Herr,“ versetzte der Oberrichter.

„Nun gut, Herr,“ sagte der Herzog von Berri, „Ihr habt ohne Zweifel, wie ich Euch diesen Morgen befahl, allen Fleiß angewendet, um Diejenigen aufzuspüren, die ein so entsetzliches Verbrechen, wie die Ermordung des einzigen Bruders des Königs, begangen haben.“

„Allen Fleiß habe ich angewendet, edle Herren und mächtige Fürsten,“ sagte de Tignonville, an die Ecke des Tisches tretend und in besonders strengem und entschlossenem Tone redend; „aber ich habe noch keinen von den Mördern oder ihren Mitschuldigen in meiner Gewalt. Dennoch habe ich genügende Anzeige erhalten, um überzeugt zu sein, daß ich sie in wenigen Stunden werde vor Gericht stellen können, wenn Ihr mir die Vollmacht des geheimen Raths geben wollt, in den Häusern aller Diener des Königs und der königlichen Prinzen Nachsuchung anzustellen, was, wie Ihr wißt, ohne besondere Erlaubniß nicht in meiner Macht steht.“

„Gewiß,“ versetzte der König von Sicilien. „Beginnt mit dem meinigen, wenn Ihr wollt. Durchsucht es von oben bis unten. Keiner von uns wird

ein Vorrecht geltend machen wollen, um den Mörder unseres Vetters von Orleans zu schützen."

„Es kann keine Einwendung dagegen sein," sagte der Herzog von Berri. „Durchsucht mein Haus, wann es Euch beliebt, Herr Oberrichter."

„Und das meine," sagte der Herzog von Bourbon.

„Und das meine — und das meine," sagten mehrere von den Herren des Raths.

Der Herzog von Burgund sprach Nichts, sondern saß mit blaßem Gesichte, seine rauhen Züge noch mehr verfinstert, bewegungslos am Tische. Endlich fuhr er von seinem Sitze auf und rief in heftigem und raschem Tone:

„Kommt hieher, Sicilien — kommt hieher, mein lieber Oheim von Berri. Ich möchte ein Wort mit Euch reden."

Und er schritt auf die große Thüre zu, wohin ihm die beiden Fürsten, die er ausgewählt, folgten.

Zwischen der großen Thür und der äußeren Halle befand sich ein kleiner Vorsaal mit einer schmalen Treppe an der einen Seite, auf deren unteren Stufen einige Diener saßen, als der Herzog plötzlich unter ihnen erschien.

„Hinweg!" rief er in so lautem und rauhem Tone, daß sie wie eine erschrockene Schafheerde davoneilten. Dann machte er beide Thüren zu, verschloß

die Thür an der Treppe, zog den Herzog von Berri zu sich hin und flüsterte ihm leise etwas in's Ohr.

Der ehrwürdige Fürst sah ihn mit einem Blicke des Entsetzens an.

„Es war eine Versuchung des großen Feindes, und ich gab nach," sagte Burgund.

„Was sagt er — was sagt er?" rief der König von Sicilien.

„Er habe die Ermordung anbefohlen," antwortete der Herzog von Berri in traurigem und feierlichem Tone. „Ich habe zwei Neffen in einer Nacht verloren!"

Der Herzog von Anjou zog sich mit nicht geringerem Entsetzen zurück, als der Herzog von Berri gezeigt hatte, ja er sprach seinen Kummer und Unwillen noch deutlicher und heftiger aus. Im nächsten Augenblicke aber griff er nach dem Thürschlosse, um wieder in das Rathszimmer zu treten.

„Halt, halt, Louis!" rief der Herzog von Berri. „Laßt uns Nichts von dieser schrecklichen Wahrheit sagen, bis wir wohl überlegt haben, was zu thun ist."

„Zu thun ist?" wiederholte der Herzog von Burgund, Beide mit einem Blicke finsterer Ueberraschung ansehend, als hätte er fest erwartet, daß seine Ankündigung der That hinreichend sein würde, um sie ohne Untersuchung und Bestrafung vorüber gehen zu lassen. Dann näherte er sich der Thür des Raths-

zimmers, als wollte er hineingehen; aber der Herzog von Berri trat ihm in den Weg.

„Geht nicht in das Rathszimmer, mein Neffe,“ sagte er. „Es würde weder mir, noch auch irgend einer dort gegenwärtigen Person gefallen, Euch jetzt unter uns zu haben.“

Der Herzog von Burgund warf ihm einen Blick zu, antwortete aber Nichts; und durch die entgegengesetzte Thür und die äußere Halle gehend, bestieg er sein Pferd und ritt, von seinem Gefolge begleitet, davon.

„Laßt uns die Sitzung aufheben, Louis,“ sagte der Herzog von Berri, „und sie auf morgen wieder zusammen berufen. Ich will nach Hause eilen und die nächsten Stunden dem schweigenden Nachdenken und dem Gebete widmen. Thut Ihr dasselbe und laßt uns morgen zusammenkommen, ehe sich der Rath wieder versammelt.“

„Alle meine Gedanken sind verwirrt,“ sagte der König von Sicilien. „Ist es ein Traum, edler Oheim? Ein blutiger und schrecklicher Traum? Geht Ihr hinein — ich wage nicht mit Euch zu gehen — ich würde Alles entdecken. Sagt, ich sei krank — Gott weiß, es ist wahr — krank, sehr krank am Herzen.“

So redend ging er auf die Treppe zu; und während der Herzog von Berri zu Denen zurückkehrte,

die er verlassen hatte, und plötzlich die Sitzung aufhob, begab sich der andere Fürst langsam und düster in die Zimmer seiner Gemahlin. Als er aber das obere Ende der Treppe erreichte und die dort befindliche Thür öffnete, vernahm er eine sehr liebliche Musik, langsam und klagend, aber doch nicht durchaus schwermüthig.

O! wie unharmonisch kann die Musik zuweilen selbst für diejenigen Geister klingen, welche sie am meisten lieben!

Zweites Kapitel.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo selbst Freundlichkeit und Zärtlichkeit nicht als Balsam wirken — wo alle Ströme bitter sind, weil die Bitterkeit in uns ist — wo das Herz von dem Gorgonenblicke der Verzweiflung hart gemacht wird, wie ein Mühlstein — wo das Glück so gänzlich verloren gegangen ist, daß das Unglück keine Stufen hat. Es giebt solche Augenblicke; aber, Gott sei Dank, nur wenige.

Schweren Herzens und Geistes, unwillig über die Behandlung, die ihm widerfahren, voll Kummer und Entsetzen über den schrecklichen Tod eines Fürsten, den er so sehr geliebt, und bei seinem ermatteten und von der Folterung verrenkten Körper, fand Jean Charost dennoch Trost und Beruhigung in der besänftigenden Zärtlichkeit Agnes Sorel's und der beiden etwas älteren Mädchen, die ihre Freundlichkeit und Aufmerksamkeit an ihn verschwendeten, sobald sie

erfahren hatten, was ihm begegnet war. Es wurde Wein gebracht; schöne Hände reichten ihm denselben, und Alles, was das weibliche Mitleid thun konnte, wurde gethan; aber Agnes hatte an jenem Morgen die Macht der Musik kennen gelernt, und in das Vorzimmer laufend, rief sie:

„Wo ist unser lieber Musiker? Hier, Knabe — hier! Bringe Dein Instrument und versuche ihn zu trösten, für den Du eben so dringend gebeten. Er bedarf dessen sehr.“

Der kleine Jean stand sogleich auf, verweilte einen Augenblick, um die eine Saite seiner Violine ein wenig herauf zu schrauben, folgte dann in das innere Zimmer und warf einen furchtsamen Blick auf die schönen, jungen Gesichter, die Jean Charost umgaben. Aber seine Augen richteten sich bald mit fragendem Blicke auf den Leidenden und drückten so deutlich, wie in Worten, die Frage aus:

„Was ist mit ihm vorgegangen?“

„Man hat ihn auf die Folter gebracht,“ flüsterte Agnes.

Nach einer augenblicklichen Pause erhob der Knabe das Instrument zu seiner Schulter und entlockte demselben die lieblichen Töne, die der Herzog von Anjou gehört hatte. Eine kurze Zeit vorher hatte er in Gegenwart der Königin von Sicilien eine Trauermelodie auf den Tod des Herzogs von Orleans

gespielt. Ich kann kaum sagen, daß es eine seiner eigenen Compositionen war; ich muß sie vielmehr eine seiner Inspirationen nennen. Sie war tief, feierlich, fast schrecklich gewesen: aber jetzt war die Musik sehr verschieden — lieblich, klagend und doch hin und wieder mit einem Gemisch von Heiterkeit, als wäre sie gern fröhlich gewesen, wäre sie nicht von einer Erinnerung gedämpft worden. Sie glich einem Frühlingstage auf dem Lande — einem Tage zu Anfang des Frühlings, wo der Winter uns noch umschwebt, wenn gleich der Sommer vor uns liegt.

Um schöne und ausgezeichnete Musik richtig zu genießen, bedürfen wir einiger Kenntniß, eines disciplinirten und geübten Ohres; aber die, glaube ich, welche am wenigsten Musik gehört haben, werden von einfachen Melodien am tiefsten ergriffen. Jean Charost's Empfindungen sind kaum zu beschreiben; und als der Knabe aufhörte, reichte er ihm die Hand und sagte:

„Ich danke Dir, ich danke Dir, mein junger Freund! Du hast mir mehr genützt, als je ein Arzt einem Kranken.“

„Ihr habt ihm mehr zu verdanken, als das,“ sagte Agnes mit einem Lächeln, welches ihrem damals nicht besonders schönen Gesichte alle die verborgene, reizende Schönheit verlieh, die später ihre Gefahr und ihre Macht wurde. „Wäre er nicht gewesen, so

hätte weder die Königin von Sicilien noch ich jemals von Eurer Gefahr gehört.“

„Wie kann das sein?“ fragte Jean Charost. „Ich kenne ihn nicht — ich sah ihn nie.“

„Ich kenne Euch auch nicht,“ versetzte der Knabe; „aber dies ist die Geschichte von dem Löwen und der Maus, die meine Großmutter mir erzählt hat. Ihr habt einen Lakai, Namens Martin Grille. Er ist mein Vetter. Ihr seid gütig gegen ihn, er gütig gegen mich gewesen, und so ist das Ganze herum gekommen. Er schenkte mir die erste Krone, die er entbehren konnte, und dafür kaufte ich mir dieses Instrument, welches so lieblich redet, wenn ich es in Bewegung setze. Es sagte dieser jungen Dame und der Königin, Mitleid zu haben, und sie hatten Mitleid mit Euch; und so kam das auch zu Stande. Aber ich muß jetzt gehen, denn ich habe Martin bestellt, und ich möchte sonst zu spät kommen.“

„Warte einen Augenblick,“ sagte Agnes; „Du hast noch keine Belohnung erhalten.“

„Ei ja,“ versetzte der Knabe, „Belohnung genug, ihn in Freiheit gesetzt zu haben.“

„Das war nicht mehr, als gerecht,“ antwortete sie. „Warte einen Augenblick, ich will der Königin sagen, daß Du gehst.“

Eins von den andern Mädchen begleitete sie und noch zwei entfernten sich, ehe sie zurückkehrte. Eine

andere, welche älter war, blieb zurück, unterredete sich mit dem kleinen Jean und fragte ihn, wie er so große Geschicklichkeit in der Musik erworben habe. Der Knabe sagte, Gott habe sie ihm verliehen. Von seiner Kindheit an habe er immer auf jedem Instrumente gespielt, welches er habhaft werden können; einer von den Sängern von Notre-Dame habe ihn ein wenig unterrichtet, so wie auch ein blinder Mann, der die Sackpfeife gespielt. Das war Alles, was er sagen konnte; aber obgleich er keine Gelehrsamkeit zeigte, sprach er doch von seiner schönen Kunst mit einem lebhaften Vertrauen und einer Begeisterung, welche die junge Bewohnerin eines künstlichen Hofes durchaus nicht begreifen konnte.

Endlich kehrte Agnes allein zurück und hielt eine kleine, seidene Börse in der Hand, die sie dem Knaben gab.

„Die Königin läßt Dir danken, kleiner Jean," sagte sie, „und Dich bitten, am Sonntag Abend wieder zu kommen. Heute kann sie Nichts hören, was nicht traurig ist; aber sie möchte gern einige von Deinen heiteren Tönen hören."

„Sage Martin, ich werde bald zu Hause sein," sagte Jean Charost. „Ich sehe in der That nicht ein, warum ich nicht jetzt mit Dir gehen sollte. Ich denke, ich könnte wohl zu Fuß in das Hotel gehen."

„Nein, das sollt Ihr noch nicht," sagte Agnes

freundlich. „Der König hat Euch mir übergeben, und ich verlange Gehorsam. Es wird besser sein, wenn er Eurem Diener sagt, hieher zu kommen und nach unserer Vorsteherin, der Frau von Busserole, zu fragen. Dann, wenn Ihr Jemand bei Euch habt, könnt Ihr mit mehr Sicherheit gehen. Sage ihm das, kleiner Jean. Ich muß aber Frau von Busserole davon in Kenntniß setzen, damit der junge Mann nicht fortgeschickt werde."

„Ich will es ihr sagen," sagte das andere Fräulein. „Bleibt Ihr bei unserem Freunde, Agnes; denn ich muß noch die eine Rose in meiner Stickerei vollenden. Lebt wohl, Herr von Brecy. Wenn ich ein König wäre, ließe ich alle Folterknechte hängen und alle Folterbänke verbrennen, und den Mann, der sie erfunden, in ihrer Mitte."

Und sie trippelte heiter aus dem Zimmer. Der Knabe entfernte sich zu gleicher Zeit und Jean Charost blieb beinahe eine Stunde fast allein mit Agnes, obgleich mehrere Personen ab und zu gingen. Bald trat die Dämmerung ein und der größte Theil ihrer Unterredung wurde während derselben geführt; aber sie war nicht von der Art, daß sie der Hilfe der Blicke bedurfte. Sie war sehr ruhig und gesetzt. Wir wollen nicht behaupten, daß sie kein Interesse für einander empfanden. Aber Beide waren sehr jung, und es giebt verschiedene Arten, jung zu sein. Einige sind

jung an Jahren — Einige jung an Geist — Andere jung an Herzen. Agnes und Jean Charost waren Beide älter, als ihre Jahre, an Geist, aber vielleicht jünger, als ihre Jahre, an Herzen, und kein Gedanke an Liebe kam ihnen in den Sinn.

Sie sprachen viel von dem verstorbenen Herzoge von Orleans und Jean Charost erzählte ihr viel von der Herzogin. Sie sprachen auch von Frau von Giac .nd Agnes erzählte Jean alle einzelnen Umstände des Besuchs jener Dame an dem Morgen.

„Warum sie kam, kann ich in der That nicht sagen,“ sagte das junge Mädchen. „Obgleich sie eine entfernte Verwandte meines verstorbenen Vaters ist, herrschte doch nie besonders große Liebe zwischen uns, und wir trennten uns zwei Tage, nachdem ich Euch in Pithiviers traf, mit nicht besonders großer Zärtlichkeit. Ihr Hauptzweck schien zu sein, mir zu erzählen, daß Ihr sie gestern Abend besucht, und den thörichten Streich zu erwähnen, den sie Euch gespielt. Sie schien sehr begierig, die Sache zu erklären, obgleich ich nicht weiß warum.“

Jean Charost sann ein wenig finster nach. Es war ein Verdacht in seiner Brust, den er nicht gerne aussprechen wollte, und das Benehmen der Frau von Giac gegen ihn war nicht von der Art gewesen, daß er mit dem jungen Mädchen darüber reden konnte.

„Ich liebe diese Frau von Giac nicht,“ sagte er endlich.

„Ich iebte sie nie,“ antwortete Agnes. „Ich erinnere mich ihrer noch vor ihrer Verheirathung, und ich liebte sie auch damals nicht; aber ich achte sie jetzt noch weniger, nachdem ich länger als zehn Tage in ihrer Gesellschaft gewesen bin. Ist es nicht seltsam, Herr von Brecy, daß Kinder ein solches Gefühl von den Charakteren der Menschen haben, noch ehe sie eine wahre Kenntniß von ihnen haben können? Sie war immer sehr freundlich gegen mich, selbst als Kind; aber ich dachte damals gerade wie jetzt von ihr, obgleich ich jetzt vielleicht noch schlimmer von ihr denken sollte; denn seitdem hat sie Manches zu mir gesagt, was ich nie gehört zu haben wünschen möchte.“

„Wie so?“ fragte Jean Charost lebhaft. „Was hat sie gesagt?“

„O! Vieles, was ich nicht sagen kann — was ich vergessen will,“ antwortete Agnes mit gerötheter Wange. „Aber ihre allgemeine Unterredung mit mir gefällt mir nicht. Sie spricht von Recht und Unrecht, Redlichkeit und Unredlichkeit, als wäre kein anderer Unterschied zwischen ihnen, als den die Priester und Rechtsgelehrten gemacht. Nach ihrer Meinung hängt Alles davon ab, was am Ende das Vortheilhafteste ist; und das ist nach ihrer Ansicht das Vortheilhafteste, was am meisten Vergnügen gewährt.“

„Sie mag Recht haben," entgegnete Jean Charost, „wenn sie die künftige Welt und die gegenwärtige in Anschlag bringt. Aber dennoch halte ich ihre Lehren für gefährlich und ich wünschte nicht, daß eine Person, die ich achte, darauf hören möchte."

„Ich höre nicht darauf," versetzte Agnes; „aber sie lacht über mich, wenn ich ihr sage, ich möchte es lieber nicht hören, und sagt mir, die ganze Welt würde mir in zehn Jahren ganz verschieden erscheinen und meine Ansichten sich ändern. Ich glaube es nicht. Glaubt Ihr es?"

„Ich kann es nicht sagen," versetzte Jean Charost; „aber ich hoffe es nicht; denn ich glaube, es würde besser für uns Alle sein, wenn wir die Welt immer mit den Augen der Kindheit ansehen könnten. Es ist wahr, es hat sich in den letzten wenigen Monaten Vieles für mich geändert; aber es hat sich traurig verändert, und ich wünschte, ich könnte es ansehen, wie ich es vorher angesehen. Das kann indessen nicht sein, und ich vermuthe, wir sind Alle bestimmt, obgleich die Männer mehr als die Frauen, Veränderungen zu erleben."

„Die Männer können sie besser ertragen," entgegnete Agnes. „Ein Sturm, der eine Blume knickt oder einen Schmetterling tödtet, vermag noch keine Eiche zu beugen oder einen Adler aufzuscheuchen. Wir müssen dulden, welches auch unser Loos sein möge; aber

ich denke oft, Herr von Brecy, wenn ich die Wahl gehabt hätte, wäre ich lieber ein Landmädchen — nicht eine Leibeigene, sondern die Tochter eines Freigutsbesitzers gewesen, eine hohe, weiße Haube auf dem Kopfe und einen Milcheimer am Arme, als eine Hofdame mit all' diesem Tande und allen diesen Juwelen an mir. Wenn meine arme Mutter am Leben geblieben wäre, würde ich nie hieher gekommen sein."

So sprachen sie eine Zeitlang weiter, bis endlich angekündigt wurde, daß Martin Grille draußen warte. Jean Charost nahm von seiner schönen Gesellschafterin Abschied und sprach im letzten Augenblicke seinen Dank aus für Alles, was sie gethan, ihm zu dienen und ihn zu retten. Er war noch steif und schwach, und es war ihm, als wäre jeder Knochen in seinem Körper zerquetscht und jede Muskel zerrissen; aber mit Martin Grille's Hilfe gelang es ihm, das Hotel d'Orleans zu erreichen.

Es war jetzt ganz dunkel, aber in dem oft erwähnten Vorsaale waren mehrere von den Dienern und Officianten des unglücklichen Herzogs versammelt, unter welchen Jean Charost sogleich bei dem trüben Lichte der Laternen die Gesichter des Kaplans und des Seigneur André erkannte. Sobald der Letztere ihn, matt auf seinen Diener gestützt, erblickte, rief er mit frohlockendem Lachen:

„Ah! hier kommt der lahme Sperling, der sonst so munter war!“

„Still, Narr!“ rief eine laute Stimme, „oder ich zerschlage Dir den Schädel.“

Und Juvenel de Royans trat vor und reichte Jean Charost die Hand.

„Laßt uns Freunde sein, de Brecy,“ sagte er. „Ich habe Euch Unrecht gethan. Ich habe thöricht — wie ein Knabe gehandelt — aber diese letzte, unglückliche Nacht und dieser Tag haben einen Mann aus mir gemacht, und ich hoffe, ich bin klüger geworden, als ich mich je vorher gezeigt. Vergeßt das Vergangene und laßt uns Freunde sein.“

„Sehr gern,“ versetzte Jean Charost; „aber ich muß auf mein Zimmer gehen, de Royans, denn um die Wahrheit zu sagen, kann ich kaum meine Glieder fortschleppen.“

„Fluch über die Kerle!“ rief de Royans. „Die grausamen Ungeheuer! Einen Mann zu foltern wegen seiner Treue gegen seinen Herrn! Laßt Euch führen, de Brecy.“

Seinen starken Arm durch Jean Charost's Arm ziehend, half er ihm beim Ersteigen der Treppe und legte ihn dann so sanft, wie er es vermochte, auf sein Bett nieder.

Hier erhielt der junge Sekretair während des Abends Besuch von verschiedenen Mitgliedern des

Haushalts, obgleich er in Wahrheit nicht in dem Zustande war, sie zu unterhalten. Lomelini kam mit seiner sanften und etwas listigen Höflichkeit, um zu fragen, was er für den jungen Herrn thun könne — indem er nicht zweifelte, er werde einen hohen Rang in der Gunst der Herzogin einnehmen.

Der Kaplan kam, sich zu entschuldigen, daß er dem geheimen Rathe den Vorschlag zu gewissen Fragen gemacht, und that es auf etwas lahme Weise.

Monsieur Blaize besuchte ihn, um der Handlungsweise des jungen Mannes in jeder Hinsicht seinen Beifall zu geben.

„Thut Eure Pflicht so ritterlich im Felde, mein junger Freund, wie Ihr sie heute vor dem geheimen Rathe gethan habt," sagte er, „so werdet Ihr in der ersten Schlacht, die gefochten wird, Eure goldenen Sporen verdienen."

Mehrere von den Rittern des gemordeten Herzogs, mit welchen Jean Charost keine Bekanntschaft gemacht hatte, kamen auch, um ihre Billigung auszusprechen; aber das Lob fiel in ein mattes und taubes Ohr, denn Alles, was er in der letzten Zeit erlebt hatte, war von ernstlicheren Folgen, als es anfangs schien.

Martin Grille empfand so lebhafte und aufrichtige Freude über die Rettung seines Herrn, daß Jean Charost nicht umhin konnte, von der Anhänglichkeit

des guten Dieners gerührt zu werden. Aber als wahrer Franzose war er voll von seinem eigenen Antheile an der Rettung des jungen Herrn, indem er sich und seiner eigenen Geschicklichkeit alle Ehre und alles Lob wegen des günstigen Erfolges zuschrieb. Anfangs bemerkte er in seiner Freude nicht, daß Jean Charost weder lächeln, noch ihm zuhören konnte, daß sich ein rother Fleck auf seiner Wange zeigte und daß seine Augen blutroth und seine Lippen trocken wurden. Endlich aber wurde Martin Grille von einigen unzusammenhängenden Worten beunruhigt und er beschloß, am Bette seines Herrn sitzen zu bleiben und ihn zu überwachen. Vor dem Morgen mußte er einen Arzt rufen und darauf begannen alle damals in der Heilkunde gewöhnlichen Thorheiten.

Vierzehn Tage lang war Jean Charost sich völlig unbewußt, ob er gut oder schlecht, freundlich oder unfreundlich behandelt werde, und nach Verlauf dieser Zeit war das zurückkehrende Licht der Vernunft schwach und matt. Als er sich seiner selbst zuerst völlig bewußt wurde, lag er in einem kleinen Zimmer, dessen er sich zu erinnern glaubte. Das Licht eines Frühlingstages strömte durch ein offenes Fenster mit der frischen und balsamischen Luft herein, und die Gestalt eines Mannes im mittleren Alter, der einen schwarzen Sammetrock trug, ging eben zur Thüre hinaus.

Die Augen des jungen Mannes richteten sich von einem Gegenstande zum andern. Da war ein kleiner Schreibtisch, zwei oder drei hölzerne Stühle, ein messingener Wandleuchter, ein reinlicher Fußboden von Ziegelsteinen und ein elfenbeinernes Crucifix mit einem kleinen Gefäß mit Weihwasser darunter — lauter Gegenstände, an die seine Augen vor fünf oder sechs Monaten gewöhnt gewesen. Auch der Gestalt, die er hinausgehen sah, mit ihrer ruhigen, sicheren Haltung und ihrer unbefangenen Würde, erinnerte er sich sehr wohl, und er fragte sich:

„Bin ich wirklich noch in Jacques Coeur's Hause, und ist die ganze Episode von Agnes und Juvenel de Royans, von der Gefangenschaft und der Tortur und von dem Herzoge von Orleans Nichts als ein Traum?“

Drittes Kapitel.

Eine Woche, vierzehn Tage, ein Monat — was ist das in dem langen, unbegränzten Verlaufe der Zeit? Ein Punkt, ein bloßer Punkt, wobei das Auge der Erinnerung beim Rückblicke auf die Lebenszeit kaum verweilt, wenn nicht eine von jenen bezeichnenden Thatsachen, welche besondere Perioden dem Herzen unauslöschlich einprägen, demselben eine dauernde Bedeutung verleihen. Doch wie viel läßt sich selbst in einem so kurzen Zeitraume thun! Man beschränke ihn, wie man will — man mache eine einzige Stunde daraus — man fessele diese Stunde an einen besonderen Ort — und in jener Stunde und an jenem Orte können Thaten für die Ewigkeit aufgezeichnet werden, welche zur Zeit auf die ganze Erde Einfluß äußern und auf immerdar die Richtung des ganzen Menschengeschlechts bestimmen. Niemand kann den Werth der Handlungen einer Stunde überschätzen.

Während Jean Charost's Krankheit und Genesung bis zu der Zeit, wo er vollkommen sein Bewußtsein wieder erlangte, waren Ereignisse um ihn her vorgegangen, die nicht nur auf sein Schicksal, sondern auch auf das Schicksal mächtiger Nationen Einfluß äußerten. Die Wirkung war indessen nicht unmittelbar, wohl aber klar und unabwendbar; und wir müssen einen Augenblick in der häuslichen Geschichte, die wir erzählen, inne halten, um bei Ereignissen von allgemeiner Wichtigkeit zu verweilen, ohne deren Kenntniß unsere Geschichte nur kaum würde verstanden werden.

In Verwirrung und Schrecken, nur von wenigen Dienern begleitet, entfloh Johann von Burgund auf verstohlene Weise aus Paris, nachdem er sein auffallendes und kühnes Geständniß abgelegt, daß er seinen nahen Verwandten, den Bruder des Königs, habe ermorden lassen.

Von dem Geständnisse benachrichtigt, sprachen der Herzog von Bourbon, sein Oheim, und viele von den Mitgliedern des königlichen Rathes ihr hohes Mißfallen aus, daß der Herzog von Berri und der König von Sicilien ihn hatten hinausgehen lassen, ohne ihn gefangen zu nehmen, und vielleicht sahen auch diese beiden Fürsten selber den Irrthum ein, den sie begangen. Hätten sie kühn und entschieden nach Recht und Gerechtigkeit gehandelt, so würden sie

Frankreich manche blutige Stunde, eine schwere Niederlage und eine lange Unterjochung erspart haben. Als aber die Zeit der Reue kam, war die Reue zu spät. Der Herzog von Burgund war fort und die Werkzeuge seiner Rache, obgleich er sie kühn namhaft gemacht, waren ihrem Herrn gefolgt.

Alle waren wie Verbrecher der Gerechtigkeit entflohen, und so groß war ihr Schrecken und ihre Furcht vor der Verfolgung, daß sie mit Zacken versehene Kugeln hinter sich in den Schnee warfen, um die Pferde ihrer Verfolger zu lähmen. Bei dieser Flucht aber erlangte der Herzog von Burgund einigermaßen seinen Muth und das Bewußtsein seiner Würde wieder. Seine Lage war freilich noch immer gefährlich, denn er hatte Feindschaft und Unwillen in den Herzen aller Prinzen von königlichem Blute und vieler der edelsten Männer Frankreichs erregt. Ja noch mehr, er hatte sich die aufrichtigsten und ehrenvollsten seiner Anhänger entfremdet, während der König selber, der eben von einem Anfalle des Wahnsinns hergestellt war, von jedem Gefühle der Zärtlichkeit, der Gerechtigkeit und Ehre bestimmt wurde, den schamlosen Mörder seines Bruders zu bestrafen.

Es war keine Vorbereitung von irgend einer Wichtigkeit getroffen worden, um dieser Gefahr zu begegnen, und der Herzog von Burgund wurde allein durch die zaudernden Berathungen alter und furcht-

samer Männer gerettet, die so lange zögerten, bis es zu spät war, zu handeln.

Inzwischen entschloß sich der Mörder zu seiner Handlungsweise. Er erkannte die That nicht nur an, sondern versuchte sie auch aus so unvernünftigen und unwesentlichen Gründen zu rechtfertigen, daß sie kein Kind täuschen konnten und Niemand sich stellte, als ob er sich täuschen lasse. Er beschuldigte sein unglückliches Schlachtopfer verschiedener Verbrechen, woran Louis von Orleans nie gedacht hatte — nach der Krone gestrebt, der Gesundheit und dem Leben des Königs, seines Bruders, durch Zauberkünste geschadet zu haben. Kurz, er that Alles, um sein Andenken zu schmähen und seine Ermordung als eine nothwendige Handlung für die Sicherheit der Krone und des Landes darzustellen.

Zu gleicher Zeit schickte er Boten an seine guten Bürger von Flandern, an seine Vasallen von Artois, an alle seine nahen Verwandten, so wie an Alle, die er überreden oder denen er gebieten konnte, ihm Hülfe und Beistand zu leisten gegen das rächende Schwert, von welchem er glaubte, daß es ihn verfolge; und bald sah er sich an der Spitze eines Heeres, mit welchem er der Macht seines Königs Trotz bieten konnte. Lille, Gent und Amiens waren mit Bewaffneten angefüllt, und Johann von Burgund fühlte bald, daß

die Ermordung seines Vetters das Geschick Frankreichs in seine Hände legte.

Während dies im Norden und Westen geschah, wurde eine verschiedene Scene in Paris gespielt — eine Scene, welche die sämmtlichen Bürger hätte in Trauer versetzen und zum Unwillen gegen den kühnen Mörder hätte aufregen sollen. Die Herzogin von Orleans kam in tiefer Trauer, von ihrem jüngsten Sohne begleitet, nach Paris, warf sich zu den Füßen ihres Schwagers, des Königs, und bat um Gerechtigkeit. Das Testament des gemordeten Fürsten wurde geöffnet, und wenn er gleich viele und auffallende Fehler an sich gehabt hatte, so zeigte doch dieses Papier den offenen und edlen Charakter des Mannes und war eine hinreichende Widerlegung der in Umlauf gesetzten schmachvollen Verleumdungen. So fest und stark war sein Vertrauen, so deutlich seine Absicht, in jeder Hinsicht den zwischen ihm und dem Herzoge von Burgund geschlossenen Vertrag zu halten, daß er die Vormundschaft seiner Kinder demselben Manne übertrug, der auf so verrätherische Weise seine Ermordung veranlaßt hatte. Keiner von seinen Freunden, Keiner, der ihm je gedient hatte, war vergessen worden, und er zeigte die Ausdauer seiner Neigung, indem er sich Vieler erinnerte, die er seit Jahren nicht gesehen hatte. Es war daher nicht wunderbar, daß Die, welche ihn kannten und liebten, mit starker An-

hänglichkeit und Verehrung die Erinnerung an ihn festhielten, wenn auch manche seiner Handlungen dies nicht verdienen mochten. Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn die Pariser nach dem edlen Schlußacte seines Lebens seine Fehler vergessen und seinen Charakter verehrt hätten. Aber die Volksmenge in allen großen Städten gleicht den Jagdhunden, welchen die Stimme des Jägers zurufen muß, damit sie nicht Alles, was ihnen vor Augen kommt, als gute Beute ansehen; und die große Masse in Paris ist gewissenloser in ihrer Wuth, als irgend eine auf Erden.

Das Glück war auf Seiten des Herzogs von Burgund, und leider auch Kühnheit, Entschiedenheit und Geist. Er hielt eine Conferenz mit dem Herzoge von Berri und dem Könige von Sicilien in seiner eigenen Stadt Amiens, die mit seinen Reisigen angefüllt war. Er ließ über der Thür des bescheidenen Hauses, worin er wohnte, zwei über einander gekreuzte Lanzen anbringen, die eine mit stählerner Spitze versehen, die andere ohne dieselbe und mit einer Guirlande umwunden — ein bedeutungsvolles Zeichen, daß er zum Frieden oder zum Kriege bereit sei. Die Vorwürfe der Fürsten wies er mit Frechheit zurück und behandelte ihre Rathschläge und Vorstellungen mit Verachtung. Anstatt nach Paris zu kommen und sich demüthig dem Könige zu unterwerfen, wie sie ihm anriethen, marschirte er mit einer großen Macht nach

St. Denis und zog dann nach einem Bedenken von drei Tagen, vom Kopfe bis zu den Füßen gerüstet, unter dem Beifalle des Volks in die Hauptstadt ein.

Das Hotel d'Artois, welches schon ein beträchtlich fester Ort war, erhielt noch mehr Festungswerke, und alle Häuser, die es umgaben, waren mit Bewaffneten angefüllt. Aber besondere Sorgfalt wurde angewendet, daß die Soldaten keine Excesse gegen die Bürger begingen; und obgleich er seinem Könige auf dem Throne Trotz bot und den königlichen Rath in Schrecken setzte, so zeigte er sich doch mit der wahren Kunst eines Demagogen demüthig und höflich gegen den niedrigsten Bürger, schmeichelte Denen, die er verachtete, und suchte sich unter jeder Klasse der Gesellschaft, theils durch Bestechung, theils durch Schrecken, Anhänger zu verschaffen. Ueberall folgte ihm das Volk und rief seinen Namen, und nach und nach sank der unglückliche König, unterdrückt von seinem eigenen Vasallen, wenn auch verehrt von seinem Volke, in jenen beklagenswerthen Zustand zurück, von welchem er erst kürzlich hergestellt war.

Dies war der Zustand von Paris, als Jean Charost seinen Kopf erhob und sich in dem Zimmer umsah, in welchem er lag. Sein Blick war trübe, sein Gehirn ein wenig schwindlig; er fühlte sich so schwach, wie in der Kindheit; doch war es ein Vergnügen, sich wieder in jenem kleinen Zimmer zu fin-

den, sich einzubilden, als lebe er wieder im Mittelstande, und zu glauben, daß seine Erfahrung vom Hofleben nur ein Traum sei. Welch' eine Satire auf alle jene Gegenstände, die so manchen Mannes eitles Streben bilden!

Als er das Fenster, die Thür und alle die kleinen Gegenstände vor seinen Augen angeblickt hatte, wendete er sich matt um und sah die näheren Gegenstände an. Er glaubte einen Seufzer dicht neben seinem Bette zu hören; aber ein Vorhang umgab den oberen Theil des Bettes, so daß er nur etwas von einem schwarzen Damenkleide sehen konnte, welches in weiten Falten niederfiel.

Das geringe Geräusch, welches er beim Umwenden machte, schien die Aufmerksamkeit der Dame zu erregen. Der Vorhang wurde leise zurückgezogen und er erblickte das Gesicht seiner Mutter, die ihn lebhaft ansah. O! es war ein lieblicher Anblick und er lächelte sie an mit der Liebe, die nur ein Sohn für eine Mutter empfinden kann.

„Mein Sohn — mein lieber Sohn!" rief sie, „Du bist besser. O ja, Du bist besser!"

Zur Thüre eilend, rief sie dem Manne zu, der eben hinausgegangen war:

„Maitre Jacques, Maitre Jacques! Er ist jetzt wach und er erkennt mich!"

„Leise, leise, liebe Dame," sagte Jacques Coeur,

in das Zimmer zurückkehrend. „Wir müssen vollkommene Stille haben und Alles wird gut gehen.“

Die Wittwe setzte sich nieder und weinte; der gute Kaufmann nahm an der Seite des jungen Mannes Platz, blickte mit väterlichem Lächeln auf ihn nieder, umfaßte sein Handgelenk und sagte:

„Ja, der syrische Trank hat Wunder gethan. Kannst Du reden, mein Sohn?“

Jean Charost antwortete mit viel stärkerer Stimme, als man hätte erwarten sollen; aber Jacques Coeur versank, während er sprach, in Nachdenken, welches zwei bis drei Minuten währte, und der junge Mann wendete sich wieder zu seiner Mutter, als der gute Kaufmann, wie mit sich selber redend, murmelte:

„Ich weiß nicht recht, wie ich handeln soll. Es sind Gefahren auf allen Seiten. Höre mich an, mein Sohn, aber mit vollkommener Ruhe; und gieb mir selber eine Antwort, die ich dem großen Manne senden kann, dessen Bote unten wartet. Vor zwei Tagen hörten wir, daß der Herzog von Burgund sich nach Dir erkundigt habe, wo Du zu finden wärest und wann Du das Hotel d'Orleans verlassen. Heute hat er einen Herrn hergeschickt, um zu fragen, ob Du in seine Dienste treten wollest. Er bietet Dir die Stelle seines zweiten Leibknappen an und verspricht Dir bei erster Gelegenheit die Ritterwürde. Was antwortest Du darauf, Jean?“

Jean Charost dachte einen Augenblick nach, fuhr dann mit der Hand über die Stirn und sagte endlich:

„Es wird am besten sein, ihm zu sagen, daß ich zu krank bin, um zu antworten oder auch nur zu denken, ihm aber in wenigen Tagen entweder selber aufwarten oder ihm meine Antwort senden werde.“

„Weise entschieden,“ sagte Jacques Coeur aufstehend. „Diese Antwort wird genügen.“

Und das Zimmer verlassend, ließ er die Thür hinter sich offen, so daß der junge Mann wörtlich hören konnte, wie er die Botschaft ausrichtete und nur hinzusetzte:

„Er sendet Seiner Hoheit seinen schuldigen Respect und läßt sagen —“

Eine rauhe Stimme entgegnete in etwas hochmüthigem Tone:

„Ist er denn so sehr krank, Herr Kaufmann? Seine Hoheit der Herzog wünscht in allen Fällen zu wissen, wer für ihn und wer gegen ihn ist. Ich hoffe daher, daß Ihr mir die Wahrheit sagt.“

„Ihr könnt hinaufgehen und zusehen,“ antwortete Jacques Coeur; „aber ich muß Euch bitten, nicht mit ihm zu reden, um ihn nicht zu stören.“

Die andere Stimme gab keine Antwort, aber im nächsten Augenblicke hörte Jean Charost einen schweren Fußtritt die Treppe heraufkommen und ein gut aussehender Mann mit etwas strengem Gesichte zeigte

sich, völlig gerüstet und mit aufgeschlagenem Visir, im Thüreingange. Er sah indessen nur hinein, denn das blasse Gesicht und die abgemagerte Gestalt des jungen Herrn schienen sogleich seine Zweifel zu beseitigen.

„Es ist gut," sagte er. „Ich kann jetzt sagen, was ich gesehen habe. Der Herzog wird in einigen Tagen eine Antwort erwarten. Wenn er stirbt, werdet Ihr Seine Hoheit davon in Kenntniß setzen, denn ich kann Euch sagen, es sind Viele begierig, den Posten zu erhalten."

So redend, wendete er sich um und schloß die Thür, und die Baronesse de Brecy rief:

„Gott verhüte, daß Du sterben oder jenem bösen Manne dienen solltest, mein Sohn!"

„So sage ich auch," entgegnete Jean Charost. „Ich weiß freilich nicht, warum Ihr so von ihm denkt, liebe Mutter; aber ich kann mich nicht von dem Verdachte frei machen, daß er die Ermordung des Herzogs von Orleans begünstigt, wenn nicht veranlaßt hat."

„Weißt Du nicht, daß er es eingestanden hat?" rief Frau von Brecy. Aber ihres Sohnes Gesicht wurde todtenblaß und Jacques Coeur fiel in mildem Tone ein:

„Haltet ein, liebe Dame! Er kann solche Nachrichten jetzt noch nicht ertragen. Er wird bald wohl genug sein, um Alles hören zu können."

Dieses Urtheil bestätigte sich. Von jenem Augenblicke an verlieh jede Stunde Jean Charost mehr Kräfte, und an dem Tage vor Anbruch der Nacht hörte er Manches, was von großer Wichtigkeit für ihn war.

Jetzt erfuhr er, daß die Herzogin von Orleans nach einem kurzen Besuche in der Hauptstadt, um die Bestrafung der Mörder ihres Gemahls zu verlangen, es für gerathen gehalten, sich nach Blois zurückzuziehen und alle Diener des verstorbenen Herzogs mitzunehmen. Da Jean Charost nicht in der Lage war, eine so weite Reise zu ertragen, so hatte sie ihn Jacques Coeur's besonderer Fürsorge empfohlen, der auf die Nachricht von der Ermordung hastig nach Paris geeilt war. Jean erfuhr auch jetzt, daß eine der letzten Handlungen des Herzogs gewesen, ihm eine Pension von dreihundert Kronen — damals eine große Summe — auszusetzen, und daß man ein an ihn adressirtes, mit dem Privatsiegel des Herzogs versiegeltes und mit der Aufschrift: „Eigenhändig zu öffnen und allein zu lesen!" versehenes Packet unter den Papieren auf dem Schlosse Beauté gefunden.

Er hätte gern noch mehr gehört und die Unterredung über so interessante Gegenstände verlängert; aber Jacques wollte ihm darin nicht willfahren, sondern theilte ihm die Nachrichten einzeln mit und vermied es so viel wie möglich, ihn aufzuregen.

Gegen Abend gewährte Martin Grille's Eintritt ein angenehmes Zwischenspiel, dessen Freude, seinen jungen Heern aus dem bewußtlosen Zustande erwacht zu sehen, von dem er glaubte, daß er nur mit dem Tode enden würde, an sich rührend war, obgleich sie eine lächerliche Form annahm. Er tanzte im Zimmer umher, als hätte ihn eine Tarantel gestochen; und während seines Tanzes fiel er auf seine Kniee und dankte Gott und der heiligen Jungfrau für die wunderbare Heilung seines jungen Herrn, die er allein dem Umstande zuschrieb, daß er für den Fall der Genesung Jean Charost's der Kirche Notre-Dame ein Wachslicht von drei Pfund gelobt. Seit der Ankunft der Frau von Brecy in Paris hatte sie die Nachtwache bei ihrem Sohne mit Martin Grille gleich getheilt, und wohl hatte der getreue Diener seine Aufgabe ausgeführt, denn ohne sich darum zu bemühen, oder es nur zu wissen, hatte Jean Charost die begeisterte Liebe und die Achtung eines Mannes gewonnen, der mit hoher Verachtung seiner geringen Erfahrung und vielleicht mit der Absicht, eine gute Stelle so gut wie möglich zu benutzen, in seinen Dienst getreten war.

Mit Recht hat man gesagt, daß Stärke des Charakters die kräftigste aller moralischen Maschinen ist; denn sie wirkt schweigend auf Alles, was sich ihr nähert, und selbst ohne das Bewußtsein Derjenigen,

die den Einflüssen derselben unterworfen sind. Wie oft geschieht es, daß wir einen Mann von nicht besonders glänzenden Gedanken, Wesen und Ausdruck in die Mitte stürmischer und unruhiger Geister kommen und sie wie Binsen nach seinem Willen beugen sehen! Einige meinen, es sei die Bestimmtheit, womit seine Gedanken ausgedrückt, oder die Klarheit, womit sie aufgefaßt werden, die Sicherheit seiner Entscheidungen, was ihm diese Macht verleiht; wenn wir aber genauer hinblicken, werden wir finden, daß es die Stärke des Charakters ist — eine Eigenschaft des Geistes, welche die Menschen in Anderen mehr fühlen, als bemerken, und der sie sich oft fügen, ohne zu wissen, wie und warum.

Der folgende Morgen glich einem unartigen Kinde, welches finster aussieht und Thränen vergießt; aber Jean Charost erwachte erfrischt und gestärkt nach einem langen natürlichen Schlummer. Seine Mutter war wieder an seinem Bette und fand Vergnügen daran, ihm zu erzählen, wie sorgfältig Martin Grille alle seine kleinen Schätze im Hotel d'Orleans aufbewahrt habe, zu einer Zeit, wo die Ermordung des Herzogs alle besseren Mitglieder des Haushalts in Schrecken und Verwirrung gesetzt und das Haus selber eine beträchtliche Zeit den Schurken und Gaunern überlassen habe, die in einer großen Hofhaltung niemals fehlen.

Sie wurde in ihrem Berichte durch den Eintritt desselben Mannes, von dem sie sprach, gestört, und zu gleicher Zeit erhob sich ein lautes Geschrei und Hurrahrufen auf der Straße, was Jean Charost veranlaßte zu fragen, ob der König vielleicht vorüberziehe.

„Nein, edler Herr," antwortete Martin Grille. „Es ist des Königs König. Aber, bei meinem Leben, der Herzog von Burgund fürchtet nicht sehr, seine Rüstung zu verderben, sonst würde er nicht bei solchem Wetter durch die Straßen reiten."

„Ist er denn gerüstet?" fragte Jean Charost.

„Vom Kopfe bis zu den Füßen,' antwortete seine Mutter.

„Er hat fast immer vier bis fünf Hundert Reisige bei sich," fügte Martin Grille hinzu. „Einen solchen Anblick sah man nie in Paris. Aber ich muß gehen und Nachrichten einziehen; denn in diesen Zeiten sollte Jeder wissen, was sein Nachbar thut."

„Ich denke, so viel wirst Du nicht erfahren," sagte Jean Charost.

„Ich werde so viel Nachrichten erhalten, wie ich bedarf," fuhr der Diener mit weisem Kopfnicken fort. „Ich habe einen Singvogel bei Hofe, der mir immer die Wahrheit singt."

Und fort eilte er, um Nachrichten einzuziehen.

Während seiner Abwesenheit wurde eine Bera-

thung zwischen Frau von Brecy, ihrem Sohne und Jacques Coeur gehalten, was in Betreff der Botschaft des Herzogs von Burgund zu thun sei.

„Wir haben den üblen Tag nur aufgeschoben,“ sagte Jacques Coeur, „und eine Antwort muß bald gegeben werden.“

„Meine Antwort kann nur eine sein,“ entgegnete Jean Charost, „daß ich niemals einem Mörder dienen will, noch viel weniger dem Mörder meines theuren Herrn.“

Frau von Brecy sah unruhig aus und Jacques Coeur's Gesicht wurde sehr ernst.

„Ihr würdet es doch nicht wollen, liebe Mutter?“ sagte Jean, sich aufrichtend und ihr in's Gesicht sehend. „Und Ihr werdet es auch nicht wünschen, mein guter und ehrenwerther Freund?“

„Nein, Jean, nein,“ antwortete Jacques Coeur; „aber eine solche Antwort ist gefährlich, und ehe sie ertheilt wird, müssen wir außer dem Bereiche des starken Armes sein, der in dieser Hauptstadt Alles beherrscht. Du hast erfahren, mein Sohn, wie die großen Männer gegen Diejenigen handeln, die es wagen, sich selbst ihren ungerechtesten Befehlen zu widersetzen. Verlasse Dich darauf, der Herzog von Burgund wird kein Bedenken tragen, zu Handlungen zu schreiten, die selbst der geheime Rath des Königs nicht gut zu heißen wagen würde. Warum er Dich in sei-

nen Dienst zu nehmen wünscht, kann ich nicht sagen, aber daß er es lebhaft wünscht, ist einleuchtend, und die Weigerung wird selbst in der mildesten Form sehr gefährlich sein."

„Es sagte ihm einst ein Astrolog, daß eine ge=geheimnißvolle Verbindung zwischen seinem und meinem Schicksale vorhanden sei," sagte Jean Charost. „Das ist der einzige Beweggrund, den er haben kann."

„Vielleicht," versetzte Jacques Coeur gedankenvoll, und fügte dann hinzu: „Und doch weiß ich es nicht. Seine Hoheit läßt sich nicht durch geheimnißvolle Vorbedeutungen leiten. Sie mögen Einfluß auf seine Gedanken haben, aber nicht auf seine Handlungen. Wenn man ihm gesagt hätte, daß sein Tod auf den Tod des armen Herzogs folgen werde, so würde er ihn dennoch getödtet haben. Er muß etwas an Dir bemerkt haben, mein junger Freund, was ihm gefällt und wovon er denkt, daß es seinen Zwecken entsprechen wird."

„Er hat wenig von mir gesehen, was ihm hätte gefallen können," antwortete Jean Charost. „Er hat gesehen, wie ich mich ausdrücklich weigerte, seinem eigenen Befehle zu gehorchen, und dann dem geheimen Rathe die verlangte Auskunft nicht ertheilen wollte, obgleich man versuchte, sie mir durch die Folter abzunöthigen."

„Wahrscheinlich aus derselben Ursache," bemerkte

Jacques Coeur. „Er liebt Männer von Entschlossenheit. Aber laßt uns zur Sache zurückkehren, mein junger Freund. Deine Antwort muß ein wenig gemildert werden. Wir müssen sagen, Du wärest noch nicht so weit wieder hergestellt, um in Dienste zu treten — Du müßtest einige Monate Ruhe haben, und dann würdest Du gern allen gerechten Befehlen gehorchen."

„Nimmermehr! nimmermehr!" antworrete Jean Charost mit Wärme. „Ich will nimmermehr mit meiner Treue und Pflicht gegen den Todten mein Spiel treiben. Wenn ich je eine Lanze gegen die Brust dieses Herzogs einlegen kann, so will ich gut zielen, und die Erinnerung an meinen Herrn wird meinen Arm sicher machen; aber dienen will ich ihm nimmer, noch ihn veranlassen, es zu erwarten."

Jacques Coeur und Frau von Brecy sahen einander schweigend an; aber sie drangen nicht weiter in ihn, und die einzige Frage, die sie beschäftigte, war, was zu thun sei, um die Sicherheit des jungen Mannes in Folge eines Entschlusses, den sie nicht zu mißbilligen wagten, nicht zu gefährden.

Während ihrer Berathung kehrte Martin Grille mit Nachrichten zurück, die nicht ganz angenehmer Art waren.

„Was zu thun ist, weiß ich nicht," sagte er mit einigem Zaudern. „Ich kann und will Euch nicht

verlassen, mein Herr, was auch daraus werden möge."

„Was giebt's, Martin?" fragte Jacques Coeur. „Sei ruhig, sei ruhig, junger Mann, und erzähle uns deutlich, was geschehen ist."

„So hört denn," sagte Martin Grille leise redend. „Es ist ein geheimer Befehl ertheilt worden, diese Nacht um zwölf Uhr alle Orleanisten, die noch in Paris sind, zu verhaften. Es ist wahr — es ist außer allem Zweifel. Ich weiß es von dem kleinen Jean, und der hat es von seinem Vater, dem alten Caboche, gehört, der jetzt einer der eifrigsten Anhänger des Herzogs von Burgund in Paris ist."

„Da müssen wir uns sogleich auf den Weg machen," sagte Jacques Coeur. „Wie groß auch die Gefahr sei, wir müssen versuchen, ob Du die Bewegung der Sänfte ertragen kannst, Jean."

„Aber alle Thore sind geschlossen, außer zweien," sagte Martin Grille, „und man läßt Niemand hinaus, ohne einen Paß. Die Nachricht ist überall bekannt. Die Königin ist gestern nach Melun abgereis't. Der König von Sicilien, der Herzog von Berri und der Herzog von der Bretagne sind diesen Morgen entflohen. Der Herzog von Bourbon ist längst fort, und die Burgunder sind entschlossen, daß nicht mehr entfliehen sollen."

Jacques Coeur blickte finster auf den Boden

nieder und Frau von Brecy rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Geht, geht, mein Freund," sagte Jean Charost. „Ihr seid nicht als Orleanist bezeichnet. Nehmt meine Mutter mit Euch. Gott kann mich selbst hier beschützen. Wenn es nicht sein soll, so geschehe sein Wille."

„Halt, halt!" rief Martin Grille. „Mir ist ein Mittel eingefallen, welches vielleicht gelingen wird. Viele von den burgundischen Edelleuten sind arm. Könnt Ihr nicht einem von ihnen tausend Kronen borgen, Herr Jacques, und dafür einen Paß für Euch und Eure Familie bekommen? Er wird ihn Euch gewiß gern geben, um einen Gläubiger den Rücken wenden zu sehen. Ich bin gewiß, mein junger Herr wird Euch das Geld zurückzahlen."

„Mir zurückzahlen!" wiederholte Jacques Coeur unwillig. „Aber Euer Wink ist gut, und ich will darnach handeln, wenn auch nicht gerade so, wie Ihr vorschlagt. Einige von ihnen sind mir schon genug schuldig, um zu wünschen, daß ich aus Paris entfernt sein möge. Sage allen meinen Leuten, daß sie sich zur augenblicklichen Abreise bereit halten und eine Sänfte für zwei Personen anschaffen. Ich will sogleich fort und zusehen, was sich thun läßt."

„Nehmt Leute mit Euch, die fechten können, Herr Jacques," sagte Martin Grille lebhaft, „denn bur=

gundische Soldaten ziehen durch die Straßen. Ich verstehe mich nicht auf's Fechten, und mein junger Herr ist jetzt eben so übel daran, wie ich."

„Wir müssen sehen, wie es uns ergeht," sagte Jacques Coeur und verließ das Zimmer.

Viertes Kapitel.

Es war nach zehn Uhr Abends, als eine Sänfte, von vier Männern zu Pferde begleitet, die Thore von Paris passirte. Es fand ein kurzer Aufenthalt statt, ehe die Wachen an den Thoren die Gesellschaft vorüberlassen wollten, und Einer von den Leuten ging in das Wachthaus und brachte eine Laterne heraus, um das Innere der Sänfte und die Gesichter der Reiter in Augenschein zu nehmen. Er wendete sie auch an, um den Paß anzusehen, wovon er freilich, obgleich er ein Officier von einiger Bedeutung war, kein Wort lesen konnte. In dieser Hinsicht war keiner seiner Kameraden in einer besseren Lage, als er, und alle erklärten, die Handschrift sei so schlecht, daß sie kein Mensch lesen könne. Anfangs schien es, als ob diese Unlesbarkeit der Handschrift, oder die fehlende Lesefähigkeit von Seiten der Wache zu einer Entschuldigung würde benutzt werden, die ganze Gesellschaft zurückzuhalten, bis Jemand mit besseren Augen oder

mit besseren Fähigkeiten herbeikommen würde. Aber einer von den Reitern stieg ab und sagte:

„Ich will es Euch vorlesen." Dann sah er dem Officier über die Schulter und begann folgendermaßen zu lesen:

„Ich, Wilhelm, Marquis von Giac, befehle Euch hiemit, im Namen des hohen und mächtigen Fürsten Johann, Herzog von Burgund, ungehindert durch die Thore von Paris passiren zu lassen: Maitre Jacques Coeur, Kaufmann, nebst Frau, Sohn und drei Dienstleuten, und ihnen im Nothfall Schutz und Beistand angedeihen zu lassen. Unterzeichnet: de Giac."

„Heißt es so?" fragte der Officier, auf das Papier starrend.

„Ja, seht Ihr nicht?" antwortete Jacques Coeur, mit dem Finger deutend: „Die Thore der Stadt Paris passiren zu lassen."

„Nun gut, so passirt," sagte der Mann. Und sein Pferd wieder besteigend, ritt der Kaufmann weiter und die Sänfte folgte.

Seltsam genug, Martin Grille schwieg die ganze Zeit über; aber noch waren sie nicht weit gekommen, da näherte er sich der Sänfte, streckte seinen Kopf hinein und fragte, wie sein junger Herr sich befinde.

„Besser, Martin, besser," versetzte Jean Charost. „Ich befinde mich jede Stunde besser."

„Nun, Gott sei Dank, wir sind aus der Stadt!"

sagte Martin Grille. „Mein Herz ist mir in dieser letzten Stunde so oft im Munde gewesen, daß ich glaubte, ich müßte darauf beißen, wenn ich nur ein Wort sagte. Und es soll mich wundern, welchen Weg wir jetzt nehmen werden.“

„Nach Bourges, Martin,“ versetzte Jacques Coeur, der in der Nähe ritt.

„Nach Bourges!“ wiederholte Martin Grille. „Was soll da aus dem Kinde werden?“

„Dem Kinde!“ wiederholte Frau von Brecy im Tone eben so großer Ueberraschung, wie Martin die Worte: „Nach Bourges,“ wiederholt hatte. „Um des Himmelswillen, welches Kind?“

Jean Charost legte seine Hand sanft auf die seiner Mutter und sagte:

„Es ist sehr wahr, liebe Mutter. Ein Kind, ein kleines Kind, ist meiner Fürsorge anvertraut worden, und ich habe versprochen, es zu beschützen und zu erziehen.“

„Aber wessen Kind ist es?“ fragte Frau von Brecy mit einiger Unruhe und Bestürzung.

„Ich kann es nicht sagen,“ versetzte ihr Sohn. „Ich glaube, sie ist eine Waise, aber ich bin mit den Thatsachen unbekannt.“

„Sie ist eine Waise in doppeltem Sinne,“ sagte Jacques Coeur, sich in die Unterredung mischend; „wenigstens glaube ich es. Es ist freilich nur eine

Vermuthung, aber die Vermuthung ist stark. Ja, ja, mein junger Freund — Du bist überrascht, daß ich etwas von dieser Sache weiß; aber eines Freundes Auge ist oft ebenso wachsam, wie das eines Vaters. Ich sah das Kind einige Tage, nachdem es Deiner Fürsorge übergeben worden war, und es ist eine große Aehnlichkeit — so groß, wie sie nur zwischen einem Kinde und einer erwachsenen Person sein kann — zwischen diesem armen Kinde und Einer, die nicht mehr ist."

„Und wem?" fragte Jean lebhaft.

„Einer, die Du nie gesehen," versetzte Jacques Coeur.

Jean Charost schwieg, denn obgleich er selber Vermuthungen hegte, waren seines Freundes Worte denselben doch völlig zuwider.

„Das war ein guter Einfall, Martin," fuhr Jacques Coeur nach einer kurzen Pause fort. „Es wird besser sein, über Beauté zu reisen. Es ist kein großer Umweg, und wir werden nur um so eher zu den Posten der Partei Orleans kommen, denn sie rüsten sich bereits zum Kriege. Wir können das Kind nicht mit uns nehmen, denn es ist noch zu klein, um ohne Wärterin zu reisen; aber wir können Anordnungen treffen, daß es uns später nachkommt; denn natürlich muß das buchstäblich erfüllt werden, was Ihr versprochen, mein junger Freund, und wäre auch Euer

Leben in Gefahr gewesen, wenn Ihr Euch geweigert hättet.“

„Gewiß,“ versetzte Jean Charost. „Können wir Beauté diese Nacht noch erreichen?“

„Ich fürchte nicht,“ antwortete der Kaufmann. „Aber wir müssen weiterziehen, bis wir die Gefahr hinter uns haben. Nun ziehe die Vorhänge der Sänfte wieder zu und versuche zu schlafen, mein Sohn. Im Schlafe vergehen die langweiligen Stunden am schnellsten.“

Aber obgleich die Sänfte langsam genug weiterging, währte es doch lange, ehe der Schlummer sich Jean Charost's Augen näherte, und er hatte sie eben geschlossen, als die Worte: „Halt! Halt! wer Ihr auch sein mögt!“ nebst Pferdehufschlägen und Waffengeklirr von allen Seiten gehört wurden. Frau von Brecy und ihr Sohn zogen augenblicklich die Vorhänge zurück und dann fanden sie, daß sie von einer großen Schaar von Reisigen umringt waren, wovon zwei oder drei ein wenig voraus sich mit Jacques Coeur unterredeten.

Der Mond hatte sich gesenkt, doch beschien er die Gesichter mehrerer von der Gruppe, und nachdem Jean Charost einige Augenblicke hinausgesehen hatte, rief er:

„De Royans — Monsieur de Royans!“

Anfangs wurde seine schwache Stimme nicht be-

achtet; als er aber den Ruf wiederholte, wendete sich einer von den Reitern rasch um und ritt an die Seite der Sänfte.

„Ah! de Brecy, seid Ihr es?“ rief der junge Mann, ihm seine Hand reichend. „Hier, Herr Soundso, jetzt wollen wir Euch glauben; denn es ist Einer unter Euch, der genug für seine Treue gegen den guten Herzog gelitten hat. Nun, wie ist dies, de Brecy? In einer Sänfte, während wir eines Mannes im Sattel bedürfen? Aber ich hörte, daß Ihr sehr krank waret. Ihr müßt bald besser werden und an meiner Seite männlich fechten, zum Andenken an unseren guten Herrn, den man vor seiner Zeit zum Himmel gesendet. O! wenn ich nur einen Schlag auf die Brust jenes Burgund führen dürfte, würde ich besser zielen, als damals auf die Quintane. Ihr sollt mit uns nach Juvisy kommen, dort wollen wir Euch unterbringen und bewirthen.“

Mit diesen Worten wendete sich Juvenel de Royans ab, ritt zu seinen Begleitern zurück und ertheilte ihnen Erklärungen, welche genügend schienen; denn man ließ den Kaufmann und seine Gesellschaft nicht nur ruhig weiter ziehen, sondern begleitete sie auch mit vierzig oder funfzig Reisigen nach Juvisy.

Keins von den vielen moralischen Räthseln, wovon wir umgeben sind, ist schwerer zu begreifen für einen Mann von festem und entschlossenem Charakter,

als die plötzlichen Veränderungen, die mit flatterhaften und von Impulsen getriebenen Personen vorgehen. Das Benehmen des jungen Juvenel de Royans war während der Reise ein Gegenstand des Nachdenkens für Jean Charost. Er schien gänzlich verändert nicht nur in seinen Gefühlen gegen den jungen Mann selber, sondern auch in seiner ganzen Gemüthsart. Unbefangen, thätig und ungestüm wie immer, hatte er im Verlaufe einiger schrecklichen Wochen die knabenhafte Geziertheit des Benehmens verloren und sogleich den männlichen Charakter angenommen.

Jean Charost konnte es durchaus nicht verstehen, und es schien ihm sehr seltsam, daß ein junger Mann, der ihm noch vor einem Monate gern die Kehle abgeschnitten hätte, ihn jetzt, nachdem ein sehr schwaches Band zwischen ihnen geknüpft worden, wie einen alten und theuren Freund behandelte. De Brecy war von Geburt und Erziehung weniger Franzose, als Juvenel de Royans; denn der Letztere war in dem lieblichen und sorglosen Süden geboren, und man hatte ihm in seinem früheren Leben Vieles nachgesehen und ihn sogar verzogen, während der Erstere das Licht der Welt in nördlicheren Regionen erblickt und sehr frühe und strenge Lektionen im Unglücke erhalten hatte. Keiner von Beiden hatte vielleicht einen bestimmten Begriff von den wahren Ursachen ihrer früheren Feindschaft; aber Jean Charost war wenigstens

sehr zufrieden, daß die Sache ein solches Ende genommen, und da er von keiner rachsüchtigen Gemüthsart war, nahm er die angebotene Freundschaft seines früheren Gegners freudig an, obgleich er sie wegen ihrer Plötzlichkeit unter ihrem Werthe anschlug. Er wußte nicht, daß einige Bäume sehr rasch wachsen, aber dennoch höchst schätzbar sind.

Fünftes Kapitel.

Wir wollen die französische Geschichte abkürzen und verbessern. So wie sie gewöhnlich geschrieben wird, ist sie der Abkürzung und Verbesserung fähig.

Die Macht des Herzogs von Burgund war unbeschränkt in der Stadt Paris und seine Kühnheit und Grausamkeit waren grenzenlos. Er erinnerte sich alter Beleidigungen ebenso beharrlich, wie der Herzog von Orleans früherer Dienste; und Jeder, der zu irgend einer Zeit Feindschaft gegen ihn gezeigt, suchte entweder Rettung in der Flucht oder mußte reichliche Beweise seiner Rachsucht erfahren. Aber er besaß Geschicklichkeit so wie Kühnheit, und besonders jene listige und politische Geschicklichkeit, die den Demagogen lehrt, die besten und weisesten Handlungen eines Gegners in den Augen des Volks zu seinem Nachtheile zu wenden und seine eigenen schlimmsten Thaten zum Dienste seines eigenen Ehrgeizes zu benutzen.

O wie thöricht ist das Volk! Stets läßt es sich hintergehen durch Heuchelei und Lügen; stets wird es getäuscht durch Versprechungen und Vorspiegelungen; stets liebt und unterstützte es die, welche in ihrem Herzen das Volk am meisten verachten. Jener große, vielköpfige Thor folgt dem Wege des Herzogs überall, wo er erschien, mit Beifallruf, wenn gleich die Uebel, woran die Massen litten, ungeachtet aller seiner Versprechungen, durch seine Herrschaft eher vermehrt, als vermindert wurden. Ein gedungener Sophist vertheidigte die Ermordung des Herzogs von Orleans in Gegenwart des Hofes und der Universität, und das Volk rief ihm laut Beifall zu, obgleich die Entschuldigung zu leer war, um ein Kind zu täuschen. Der Herzog erklärte, daß die schlechte Verwaltung des Herzogs von Orleans die Fortdauer der Steuern nöthig mache, deren Abschaffung man versprochen, und das Volk war noch immer laut in seinem Beifalle. Der Oberrichter de Tignonville wurde bestraft und degradirt, weil er zwei Räuber vor Gericht gezogen, obgleich Jedermann wußte, daß sein eigentliches Vergehen darin bestanden, daß er in den Häusern der Prinzen nach den Mördern des Herzogs von Orleans gesucht; und noch immer brüllte das Volk lauten Beifall.

Dennoch war das Glück nicht ganz beständig; und während die Macht des Herzogs in der Hauptstadt zunahm, er mochte thun, was er wollte, sam-

melte sich eine Wolke um ihn, vor welcher er es nöthig fand zu fliehen. Die Herzogin von Orleans rief laut um Rache — die Herzoge von Bourbon, Bretagne und Berri ergriffen die Waffen zu ihrer Unterstützung und zur Befreiung des Thrones. Die Königin, die den Dauphin bei sich hatte, gewährte der Partei Ansehen und Gewicht und nach und nach nahmen die Streitkräfte der Verbündeten so sehr zu, daß Paris für den Gegenstand ihres gerechten Unwillens kein sicherer Zufluchtsort mehr war.

Jetzt fand in Lüttich, wo der Schwager des Herzogs die widersprechende Stellung eines Fürstbischof einnahm, ein Aufruhr statt und Burgund eilte von Paris hinweg, um seinem Verwandten beizustehen und das Vorrücken der orleanistischen Armee zu verhindern, ohne Ehre und Macht an eine ungleiche Schlacht zu wagen. Eine Zeitlang war seine Stellung sehr gefährlich. Die entschlossenen und unruhigen Bürger von Lüttich waren kühne und abgehärtete Krieger und boten der ganzen Macht Burgund's Trotz. Eine feindliche Armee befand sich hinter ihm; alle Prinzen des königlichen Hauses, der geheime Rath und die meisten großen Vasallen Frankreichs waren gegen ihn; aber er focht und gewann eine Schlacht, nahm Lüttich ein und kehrte wieder zurück, um nochmals seine Feinde in Schrecken zu setzen.

Die verbündeten Prinzen hatten Zeit genug zur

Uneinigkeit gehabt. Wilhelm, Graf von Holland, schritt ein, um die Königin für die burgundische Partei zu gewinnen; es wurde ein Friede geschlossen, der als der Friede von Chartres bekannt ist, und welcher mit dem Uebergewichte des Herzogs von Burgund und der zeitweiligen Erniedrigung seiner Feinde endete.

Wieder fiel die Rache des Herzogs auf die Häupter aller ausgezeichneten Personen, die sich auch nur gleichgültig gegen seine Sache gezeigt; aber er vergaß seine Politik in seinem Zorne nicht, und mit der seinen Schlachtopfern abgenommenen Beute verschaffte er sich neue Anhänger.

Mehrere Jahre lang folgte eine Intrigue der andern, und in der Mitte der Trübsale und Täuschungen schied Valentine, Herzogin von Orleans, von dieser Erde, auf welcher sie wenig mehr als Sorgen und Kummer kennen gelernt hatte, noch um Gerechtigkeit rufend an den Mördern ihres Gemahls. Ihre Kinder aber waren zu jener Zeit machtlos, und erst bei der Vermählung ihres ältesten Sohnes mit der Tochter des Grafen von Armagnac schien ihnen die Hoffnung wieder zu leuchten.

Darauf begann der erbitterte Kampf zwischen den Parteien, die in der Geschichte unter den Namen der Burgunder und der Armagnacs bekannt sind. Paris wurde der große Gegenstand des Streites und war während der Abwesenheit des Herzogs von Bur-

gund von den Truppen der Armagnacs umzingelt, wenn auch nicht gerade blockirt. Viele von der orleanistischen Partei waren innerhalb der Mauern, und unter diesen die edelsten und aufgeklärtesten Männer in Frankreich, aber die unteren Klassen des Volks waren sämmtlich Burgunder; und indem sie unter der Anführung des Wundarztes Johann von Troyes und des Messerschmieds Simon Caboche Corps bildeten, empfingen sie den Namen Cabochier und übten alle jene wilden Grausamkeiten, wodurch sich die unwissende Menge auszuzeichnen sucht. Es war sowohl im funfzehnten, wie im achtzehnten Jahrhundert eine Schreckensherrschaft in Paris, und Viele bemerkten, daß die rothen Schärpen der Burgunder in Blut getaucht waren. Anarchie und Verwirrung herrschten noch innerhalb der Mauern, auch war der Zustand des Landes außerhalb der Stadt nicht viel besser, als der Herzog von Burgund, nicht im Stande, ohne Unterstützung seinen Feinden im Felde zu begegnen, den Beistand von sechstausend englischen Bogenschützen suchte und erhielt und triumphirend in Paris einzog.

Bald schritten die Burgunder zum Angriff — der Herzog von Berri wurde in Bourges belagert; aber die Franzosen waren nicht geneigt, gegen die Franzosen zu fechten, und es wurde ein eben so hohler Friedensvertrag, wie die übrigen, unter den Mauern der Stadt geschlossen. Selbst während die Verhand-

lungen gepflogen wurden, wendete man Mittel an, dem Dauphin die Augen für den Ehrgeiz des burgundischen Fürsten zu öffnen, und Johann ohne Furcht mußte sehen, wie sich ihm Einer im Staatsrathe widersetzte, der so lange seinem Willen gehorsam gewesen war.

Aber der Herzog fand leicht Mittel, diesen Widerstand zu unterdrücken. Das Volk von Paris wurde in seinem Rücken zum Aufruhr angeregt, die Bastille von den Bewaffneten Caboche's belagert, der Palast des Dauphin eingenommen und er selber verhaftet. Es folgte noch mehr Blutvergießen; endlich aber fand Burgund, daß eine aufgeregte Menge nicht so leicht zu beruhigen ist, wie er sich geschmeichelt hatte, und seine Lage wurde ein wenig schwierig.

Obgleich der Dauphin im Hotel St. Pol eingeschlossen war, fand er doch Mittel, mit den Prinzen vom königlichen Blute, die sich draußen befanden, zu korrespondiren, und es schien dem Herzoge von Burgund Nichts weiter übrig zu bleiben, als den Vertrag von Bourges in einen allgemeinen Frieden mit allen seinen Gegnern zu verwandeln. Dieser Friede wurde zu Pontoise sehr gegen den Willen der Pariser geschlossen. Der Dauphin wurde in Freiheit gesetzt, und die Anhänger der Partei Armagnac erhielten die Erlaubniß nach Paris zu kommen. Burgund fand jetzt, daß er ein Versehen gemacht — daß seine Be-

liebtheit beim Volke erschüttert und seine Macht über dasselbe dahin sei. Er fürchtete sogar für seine Person und wohl mochte er das.

Aber bald hatte er seine Handlungsweise gewählt, und nachdem ihm der Versuch mißlungen war, den Dauphin bei einer Lustpartie in Vincennes zu entführen, begab er sich hastig nach Flandern. Jetzt ging eine völlige Veränderung vor; die Kreaturen des Herzogs von Burgund wurden aus der Macht verdrängt und eine blutige Wiedervergeltung bezeichnete das Uebergewicht der Partei Armagnac.

Die leichteste Arbeit des Hercules war ohne Zweifel die Tödtung der Hydra, denn Geschöpfe mit vielen Köpfen sind immer schwächer, als die mit einem Kopfe. Uneinigkeiten verbreiteten sich unter der Partei Armagnac. Die Königin und der Dauphin entzweiten sich, und der Prinz, der die Tyrannei der Armagnac's eben so schwer zu ertragen fand, wie die der Burgunder, forderte den Herzog auf, nach Paris zurückzukehren. Johann, obgleich ohne Furcht, hatte keine genügende Macht, um einen großen Zweck zu erreichen, und nach einem unwirksamen Versuche, die Hauptstadt zu belagern, zog er sich vor einer großen Armee zurück, die man aus allen Theilen Frankreichs zusammengebracht hatte, und an deren Spitze sich der König mit allen Prinzen des königlichen Hauses befand. Compiegne kapitulirte; Soissons wurde mit

Sturm genommen; aber Arras hielt sich, und wieder begannen Friedensunterhandlungen unter den Mauern dieser Stadt.

Es wurde ein Vertrag durch den Einfluß des Dauphin geschlossen, der nicht mehr das Weberschiff zwischen zwei Parteien sein wollte und beschloß, sich zum Herrn der Hauptstadt zu machen. Seine erste Bemühung wurde indessen vereitelt und er sah sich genöthigt, nach Bourges zu fliehen, aber mit großer Geschicklichkeit benutzte er eine vorgeschlagene Konferenz in Corbeil zwischen ihm und den verbündeten Prinzen. Er willigte in die Zusammenkunft, und während sie ihn in Corbeil erwarteten, ging er insgeheim nach Paris, bemächtigte sich der Hauptstadt und der Schätze, die seine Mutter dort angehäuft hatte.

Jetzt erschienen drei Parteien in Frankreich: die des Herzogs von Burgund, die der verbündeten Prinzen und die des Dauphin. Inzwischen wartete ein schlauer Feind mit gewissen Rechten an einige Theile Frankreichs und ungegründeten Ansprüchen an die Krone selbst von den Küsten Englands aus auf einen günstigen Augenblick, den längst gewünschten Besitz zu ergreifen. Von der Zeit des Vertrages von Bretigny folgten Kriege und Friedensschlüsse, Feindseligkeiten und Unterhandlungen in ununterbrochener Reihe; und während der letzten Uneinigkeiten hatten beide Parteien eine englische Allianz gesucht und gefunden;

aber zu gleicher Zeit fanden lange Verhandlungen zwischen den Höfen von England und Frankreich zu dem vorgeblichen Zwecke statt, einen allgemeinen und endgültigen Frieden abzuschließen. Heinrich verlangte indessen viel; Frankreich wollte wenig gewähren. Beleidigende Worte wurden zu der Verwerfung der Vorschläge hinzugefügt, und plötzlich verbreitete sich wie der Blitz die Nachricht durch das Land, daß Heinrich der Fünfte von England mit Herresmacht an der Küste von Frankreich gelandet sei.

Sechstes Kapitel.

Einige Stunden von der wohlbefestigten Stadt Bourges stand auf dem Gipfel einer Erhöhung ein Schloß, welches schon damals einige Spuren des Alterthums zeigte. Es war weder eine sehr große, noch eine prächtige Wohnung, denn sie bestand nur in den äußeren Mauern mit ihren Eckthürmen, einem hohen viereckigen Thurme und einem großen Gebäude, welches sich in den Hof hinaus erstreckte und sich zu der Höhe von zwei Stockwerken erhob.

In einem kleinen einfachen Zimmer, welches alles Nützliche und Bequeme, aber keine Zierrathen enthielt, saß ein Herr von drei= oder vierundzwanzig Jahren, mit Brustharnisch und Rückenschild bedeckt, aber Kopf und Glieder noch ohne Rüstung. Zwei Männer aber waren eifrig beschäftigt, ihm die eiserne Kriegsrüstung anzuschnallen. Der Eine kniete zu seinen Füßen und befestigte die Beinschienen; der Andere stand hinter

ihm und schnallte die übrigen Waffenstücke fest. Auf dem Tische stand ein befiederter Helm, neben demselben lagen die Panzerhandschuhe, der Schild und das Schwert, und neben dem Tische stand eine Dame, die das mittlere Alter bereits überschritten hatte, und sah dem jungen Manne ernst und ängstlich in's Gesicht.

Aber es war noch eine Person im Zimmer. Ein junges Mädchen von sechs oder sieben Jahren war auf das Knie des Herrn geklettert, umschlang seinen Hals mit ihren Armen, während sie ihn von Zeit zu Zeit zärtlich küßte.

„Du mußt zurückkommen, Jean, Du mußt zurückkommen," sagte sie, „wenn auch die liebe Mutter sagt, Du möchtest vielleicht nie zurückkehren. Du mußt Deine kleine Agnes nicht verlassen. Was sollte sie ohne Dich anfangen?"

Jean Charost umarmte sie mit Wärme, aber er sprach nicht; denn es waren so viele Regungen in seinem Herzen, daß er fürchtete, seine Stimme möchte beben.

Wenige, die ihn vor sechs oder sieben Jahren gesehen, würden in dem großen, kräftigen jungen Manne den schmächtigen graziösen Jüngling wiedererkannt haben, der der Sekretair des unglücklichen Herzogs von Orleans gewesen; auch war die Veränderung seines Geistes nicht geringer, als seiner Person; denn wenn er gleich von dem Charakter war, der sich

langsam verändert, so verändern sich doch alle Charaktere. Die Eiche bedarf hundert Jahre zu ihrem Wachsthume, die Weide kaum zwanzig, und wie ein Kreis im Herzen des Baumes über den andern wächst, so kommen dem Geiste des Menschen neue Gefühle, so wie er von der Jugend zum Alter fortschreitet. Jede Epoche im menschlichen Leben hat das, was ihr angemessen ist. Der Knabe kann nimmermehr errathen, was der Mann fühlen wird; der Mann erinnert sich zu wenig, welches die Gefühle des Knaben waren.

Die mit Jean Charost vorgegangene Veränderung war anders, als man nach den Umständen, worin er sich befunden, hätte erwarten sollen. Er war in den letzten sieben Jahren mehr zarter, als härter geworden, mehr biegsamer, als strenger. Bis zu dem Alter von siebzehn oder achtzehn Jahren hatte die strenge Nothwendigkeit, die beständige Beschäftigung mit materiellen Dingen, die Herrschaft, die er immer über sich ausüben mußte, dazu gedient, ihm eine nicht jugendliche Strenge der Grundsätze und des Benehmens zu gewähren, die ihm vielleicht mehrere Uebel erspart, ihn aber auch manches unschuldigen Genusses beraubt hatte.

Seit dem Tode des Herzogs von Orleans aber hatte er mehr als sein eigner Herr gehandelt, mehr von der Welt gesehen und sich von den Sorgen und Bekümmernissen befreit, die seine Jugend erstarrt hatten,

und alle sanften Gefühle des Herzens waren zur Blüthe gekommen. Ich weiß nicht, ob die Liebe jenes schönen Kindes nicht sehr zu dieser Veränderung beigetragen — ob seine Zärtlichkeit zu ihr und ihre Verehrung für ihn nicht natürliche, aber verborgene Regungen und Neigungen erweckt hatte, die nur eines Gegenstandes bedurften. Wenn er von einer jener Scenen des Kampfes und der Unruhen zurückkehrte, in die er sich gleich Anderen gemischt, so war einer seiner ersten Gedanken immer auf Agnes gerichtet. Wenn er sich den Thoren des alten Schlosses näherte, erhob er seine Augen, um sie ihm entgegenkommen zu sehen. Wenn er eine Zeit der Ruhe in den einfachen und ungeschmückten Hallen seiner Väter zubrachte, hätten keine prächtigen Tapeten, keine Vergoldung der Decken, keine bemalten Gallerien die Wohnung so schmücken können, wie das Lächeln jenes lieblichen jungen Gesichts. Er fühlte mächtig den balsamischen Einfluß der unschuldigen Kindheit.

Er war sehr nachsichtig gegen sie. Seine Mutter sagte, er verziehe sie. Aber er lachte dann heiter und erklärte, Nichts könne seine kleine Agnes verziehen; auch war sie in Wahrheit bei ihm immer sanft und fügsam und schien gern seinen leisesten Worten zu gehorchen.

Und nun war er im Begriffe, sie zu verlassen — Alles zu verlassen, was ihm theuer war, um in

einen entscheidenden Kampf zu gehen, von dem das Schicksal Frankreichs abhing. Er war nicht ohne Hoffnung — nicht ohne Vertrauen. Aber wenn fast alle Menschen einen Schatten von Furcht empfinden, wenn sie bei einer gewöhnlichen Gelegenheit von einer geliebten Heimath scheiden — wenn eine erkältende Ueberzeugung von der Ungewißheit aller irdischen Dinge sich ihrer bemächtigt — welches mußten seine Empfindungen sein, wenn er an Alles dachte, was zwischen den Stunden des Scheidens und der Rückkehr geschehen konnte?

Die Trompete aber ertönte durch das ganze Land. Jeder, der es mit seinem Vaterlande gut meinte, wurde aufgefordert, die häuslichen Bande, die eigenen Interessen und die Privatstreitigkeiten zu vergessen, und sich zu rüsten, um den eindringenden Feind zurückzutreiben. Die Aufforderung ging an die Herzen aller Franzosen, und er mußte mitziehen. Ja noch mehr, er hatte alle seine Mittel angewendet, er hatte das Vermächtniß des Herzogs von Orleans verpfändet, er hatte Alles gethan, was er konnte, ohne seine Mutter arm zu machen, um so viele Leute, wie möglich, mit sich zu nehmen, um das französische Heer zu verstärken.

Das letzte Waffenstück wurde angeschnallt; Martin Grille nahm den Helm; es wurde ein Becher

Wein gebracht und Jean Charost umarmte seine Mutter und das Kind.

„Wie hart Deine Brust ist, Jean,“ sagte das kleine Mädchen.

„Nicht zu hart,“ sagte die Mutter. „Gott sei Dein Schild, mein Sohn! Er ist besser, als Schwert oder Helm.“

„Amen!“ rief Jean Charost und verließ sie.

Jetzt müssen wir die Scene wieder verändern, denn dies ist ein Kapitel der Wechsel. Wir wollen diesen kleinen Hügel ersteigen, an die Seite der großen Eiche treten und bei Anbruch des Tages die schöne Scene überschauen. Wie lieblich das Land sich nach Norden hin absenkt mit seinen bewaldeten Höhen in der Nähe von Blangy, und siehe dort den Kirchthurm auf dem Gipfel des Hügels und das alte Schloß dicht daneben. Wie das Licht darauf fällt, ehe der Tag noch völlig angebrochen! Selbst jener sumpfige Boden, der sich zu einer Wiese erhebt, die hie und da von einem Graben durchschnitten ist, empfängt Schönheit von dem purpurnen Lichte der aufgehenden Sonne. Dort nach Westen hin steht ein kleines Gehölz mit einer Windmühle, ähnlich der bei Crecy, die ihre Flügel in dem sanften Morgenwinde langsam bewegt. Wie friedlich und ruhig Alles aussieht! Kann dieser enge Raum, diese ruhige Scene die Stelle sein, wo

in einer Stunde das Geschick eines großen Königreiches entschieden werden soll?

So vielleicht dachte ein Mann, der auf dem Hügel in der Nähe von Blangy stand, als er in der Richtung von Azincourt hinblickte, von dessen Kirchthurm er die Hälfte über die Anhöhe sich erheben sah. Bald aber wurde jene ruhige Scene voll Leben. Er sah eine kleine Abtheilung von etwa hundert Mann unter dem Schutze des Gehölzes mit gesenkten Köpfen und ohne sichtbare Waffen, mit Ausnahme einer Axt, die Jeder um die Schulter geschlungen, rasch dahineilen. Freilich trugen sie lange Stäbe in ihren Händen, aber diese Waffen schienen von geringem Nutzen zu sein. Sie erreichten den Rand eines Grabens auf der Wiese und verschwanden dort. Ein lauter Ausbruch kriegerischer Musik folgte und bald darauf kam hinter dem Walde in stattlichem Aufzuge eine kleine Abtheilung Krieger hervor. Sie konnten höchstens zweitausend Mann betragen und sie sahen fast nicht wie Soldaten aus, obgleich sie sich in geraden Gliedern hielten. Kein schimmernder Stahl war zu sehen — kein Helm, Brustharnisch, Lanze oder Fahne. Nicht einmal die Jacke und die Pickelhaube des Infanteristen konnte man unter ihnen bemerken, und zerlumpt und beschmutzt vom Marsche, und Viele sogar im bloßen Kopfe, rückten sie mit schweren Schritten und unerschrockenen Gesichtern in derselben Richtung vor, welche

die Andern genommen hatten. Sie trugen ebenfalls lange Stäbe in den Händen und Jeder hatte eine schwere Stange mit stählerner Spitze auf der Schulter, während ein kurzes Schwert oder eine Axt an ihrer Seite hing und ein wohlgefüllter Köcher im Bereiche der rechten Hand war. Vor ihnen ritt ein Ritter, der einen Kommandostab in der Hand hielt, und hinter ihnen ertönte noch immer die zum Kampfe auffordernde Trompete.

Das Gesicht des Mannes, der dort beobachtend stand, wahr sehr blaß, entweder aus Furcht oder irgend einer andern Gemüthsbewegung, und von Zeit zu Zeit näherte er sich einem Baume, an welchen drei Pferde gebunden waren, eines derselben völlig zum Kriege gerüstet, prüfte die Zügel und sah nach, ob Alles in Ordnung sei, als wünschte er Alles zum Kampfe oder zur Flucht bereit zu halten. Während er so beschäftigt war, kamen zwei andere Männer langsam von der östlichen Seite den Hügel herauf; aber sie hatten Nichts in ihrem Aeußern, was den Wächter auf dem Hügel beunruhigen konnte. Der Eine war von runder, kurzer Gestalt, mit einem Gesichte, dem die Natur den Stempel der heitern Laune aufgedrückt hatte, obgleich seine Augen jetzt einen Ausdruck wilder Aengstlichkeit an sich hatten, wodurch er zu erkennen gab, daß er wußte, welches Schauspiel dort unten vorgehen sollte. Der Andere war ein gro-

ßer, hagerer Mann, der das mittlere Lebensalter bereits überschritten hatte; aber sein Gesicht verrieth keine Gemüthsbewegung. Es war still und blaß wie das eines Todten und veränderte sich auch nicht, nachdem sie den Punkt erreicht hatten, von wo man das ganze Feld übersehen konnte. Seine Stirn war indessen sehr finster, aber dieser Ausdruck schien ihm gewöhnlich zu sein und nicht von einem vorübergehenden Gefühle hervorgebracht zu werden.

Die beiden Fremden trugen lange graue Mönchsgewänder mit einem Gürtel von einer einfachen Schnur, woran ein Rosenkranz hing, außer welchem der ältere Mann noch einen Stab und ein großes elfenbeinernes Crucifix in der Hand trug.

In dem Augenblicke, als ihre Köpfe sich über den Abhang erhoben, so daß sie die Ebene übersehen konnten, blieb der jüngere und stärkere Mann plötzlich stehen und rief mit einem Blicke des Schreckens, als wären die Kriegerschaaren dicht bei ihm gewesen:

„Jesus Maria! sind dies die Engländer, Bruder Franz? Ich wußte nicht, daß sie nur halb so nahe wären.“

Der Andere antwortete nicht und sein Gesicht veränderte sich auch nicht, während er die ganze Gegend mit dem ruhigen und bedächtigen Blicke eines Mannes überschaute, der solche Scenen schon früher gesehen hat.

Plötzlich erhob sich zur Rechten über die Baumgipfel eine dichte Rauchwolke, die hie und da eine dunkelrothe Färbung annahm und mit Feuerfunken untermischt war.

„Was ist das — was ist das?“ rief der jüngere Mönch. „Es muß ein Ort in Flammen stehen. Vielleicht ist es Aubin.“

„Nein, nein,“ versetzte der Andere, der jetzt zum ersten Male redete. „Es ist viel näher. Es ist entweder Teneur oder der Meierhof unserer Priorei von St. Georg. Sollte der englische König seinen rechten Flügel so weit ausgebreitet haben, um unserer Armee in die Flanke zu fallen? Wenn das wäre, würde ihn ein Angriff zu Grunde richten. Nein, nein, dazu ist er zu weise. Es muß eine List sein, um den Connetable zu täuschen.“

Während er sprach, entfernte sich der Mann, der zuerst an dem Orte gewesen, von den Pferden, kam zu ihnen und rief:

„Gott sei uns gnädig! Dies ist eine schreckliche Scene, meine guten Väter!“

Der ältere Mönch sah ihn mit seinem bewegungslosen Gesichte an, antwortete aber Nichts, und der jüngere erwiederte:

„Eine schreckliche Scene in der That, mein Sohn, eine schreckliche Scene! Ich weiß nicht, ob es schrecklicher ist, als bloßer Zuschauer da zu stehen und Zeuge

eines solchen Anblicks zu sein, wie wir bald vor uns haben werden, oder sich in den Kampf zu mischen und einen Theil des Entsetzens zu verlieren, indem man die Wuth desselben theilt."

„O! ich hege deshalb keinen Zweifel. Ich bin darüber völlig entschlossen."

„Vielleicht seid Ihr ein Kriegsmann," bemerkte der Andere. „In der That scheinen diese gerüsteten Pferde darauf zu deuten."

„Nein, nein, ich bin ein Mann des Friedens," versetzte der, welcher zuerst gekommen war. „Jene Pferde gehören meinem Herrn, und er kämpft allein. Aber er kennt meine Schwäche und läßt mich hier außer dem Bereiche der Pfeile. Der Knabe, der bei mir war, ist den Hügel hinuntergelaufen, um unserem Herrn näher zu sein; aber ich bleibe pflichtschuldigst, wo er mich hingestellt. Ich möchte indessen gerne den Namen jenes Meierhofes und der zwei oder drei Häuschen dort am Saume der Wiese wissen, durch die der tiefe Graben geht."

„Der Ort heißt Framecourt," versetzte der jüngere Mönch. „Es ist nur ein kleiner Weiler, und ich hörte diesen Morgen, daß unsere undisciplinirten Soldaten die Leute hinausgetrieben und alle ihre Vorräthe verzehrt haben. — Warum fragt Ihr, mein Sohn?"

„Weil ich eben jetzt zwei bis drei Hundert Mann

von Blangy herkommen und in dem Graben verschwinden sah."

„Das ist eine Wiedervergeltung Gottes!" rief der ältere Mönch ernst. „Hätten die Soldaten die Landleute nicht hinausgetrieben, so wären Männer da gewesen, um die Nachricht von dem Hinterhalte zu überbringen."

„So meint Ihr also, daß es ein Hinterhalt ist?" fragte der jüngere Mönch.

„Ohne Zweifel," versetzte der Andere; „und wer der französischen Armee einen guten Dienst leisten wollte, sollte jenes Pferd besteigen, nach Azincourt reiten und dem Connetable die Nachricht überbringen."

Während er sprach, richtete er seine Augen auf den Laien, der bei seinem Blicke ein wenig unruhig zu werden schien. Er bewegte sich hin und her, zupfte an seinem Wamms und sagte dann entschlossen:

„Ich kann nicht gehen. Ich muß bei den Pferden bleiben."

„Seid Ihr ein Feigling?" fragte der ältere Mönch in leisem und bitterem Tone.

„Ja," versetzte der Mann sorglos. „Ich bin ein verzweifelter Feigling, und bin es mein Lebenlang gewesen. Ich habe eine ehrerbietige Achtung vor meinem eigenen Felle, und wünsche nicht das Fell anderer Leute zu zerhacken. Wenn die Menschen so große Lust haben, einander Löcher in den Leib zu hacken, so

zanke ich nicht mit ihnen darum. In der That zanke ich mit Niemand um irgend Etwas. Es ist nicht mein Geschmack und auch nicht mein Handwerk. Warum sollte ich Gucklöcher in die Jacke der Natur machen, oder mich wie ein Stück Bauholz durchbohren lassen?"

„Nun, mein Sohn," sagte der jüngere Mönch, „wollt Ihr mir eins von den Pferden geben, damit ich hinunter reiten und es dem Connetable sagen kann?"

„Es ist kaum noch Zeit dazu," sagte der ältere Mönch. „Seht, dort kommt eine größere Abtheilung Bogenschützen von Blangy her, und ich sehe Lanzenspitzen und Fahnen bei Azincourt sich erheben. Das blutige Werk wird bald beginnen."

„Ich möchte es auf jeden Fall versuchen," rief sein Begleiter. „Mann, wollt Ihr mir ein Pferd geben? Ich will es Euch in einer halben Stunde wieder zurück bringen, wenn ich je selber lebendig wieder komme."

„Nehmt es — nehmt es!" antwortete der Andere. „Ich will Euch nicht zurückhalten. Wie könnte ich zwei Mönchen und drei Pferden widerstehen? Aber das Handpferd — nicht das Schlachtroß. Das gehört meinem Herrn. Hier, nehmt des Pagen Pferd. Laßt Euch helfen, Vater! Ihr seid so fett und schwer, daß Ihr nicht ohne Leiter hinaufkommen wer-

det. Einst war ich ein eben so schlechter Reiter, wie Ihr, und darum habe ich Mitleid mit Euren Schwächen. Habt Ihr auch Mitleid mit den meinigen."

Der Mönch war bald im Sattel, ritt den Hügel hinunter und zeigte, als er sich erst im Sattel befand, daß er ein besserer Reiter sei, als der Andere geglaubt hatte.

Sobald er fort war, richtete der ältere Mönch seine Augen wieder auf den Mann und sagte mit leiser Stimme:

„Habe ich Euch nicht schon früher gesehen?"

„Ich kann es nicht sagen," antwortete der Andere. „Ich glaube, ich habe Euch gesehen; wenn es aber der Fall ist, so gabet Ihr mir weder durch Blick noch Wort ein Zeichen, daß Ihr mich gesehen. Indessen bin ich Martin Grille, der Diener des Barons von Brecy. Vielleicht mag Euch das als Stufe für Euer Gedächtniß dienen."

„Es bedarf keiner Stufe," entgegnete der Mönch. „Ich bin ganz Gedächtniß. Wollte Gott, es wäre nicht so!"

„Ja, jetzt seht Ihr mehr wie damals aus, obgleich nicht halb so wahnsinnig," sagte Martin Grille. „Ihr seid auch älter geworden, und Euer Gewand macht einen Unterschied."

„Es ist auch ein Unterschied vorhanden," versetzte der Mönch im Tone tiefer Traurigkeit. „Buße

und Gebet, Reue und Seelenqual — gesättigte Rache vielleicht — gelöschter Durst — ein Durst, wie ihn ein Wanderer in der Wüste niemals kannte, gelöscht in Blut und Thränen – dies Alles hat mich verändert. Das Feuer ist ausgegangen. Ich bin nur noch die Asche meines früheren Selbst."

„Noch immer heiße Asche," bemerkte Martin Grille, „wenn ich nach dem urtheilen darf, was Ihr eben von meiner Feigheit gesagt. Aber seht, seht, guter Vater! Was wird aus unserem fetten Bruder dort werden? Er reitet ja gerade vor jener starken Abtheilung von Reisigen, die dort von Blangy heraufkommt!"

„Er sieht sie nicht," antwortete der Andere ernst. „Er kann den Connetable selbst jetzt noch erreichen; denn seht, da kommt die französische Macht über den Hügel und England ihr entgegen. Ha! welch' eine See von Bogenschützen und Reisigen ist hier mit zahllosen Federbüschen und Fahnen, Lanzen und Schilden! Ich habe manche Schlacht gesehen, und nie anders, als bei Poitiers, sah ich einen herrlicheren Anblick."

„Sie werden die Engländer von der Erde vertilgen," sagte Martin Grille, „wenn das König Heinrichs ganze Macht ist. Es ist nur ein Mund voll für jenes Ungeheuer, welches dort von Azincourt herunterkommt."

Der Mönch wendete sich zu ihm und schüttelte den Kopf.

„Ihr kennt diese Engländer nicht," sagte er mit einem Seufzer. „Sie fechten wie die Wölfe. Ich habe meinen Vater von Crecy erzählen hören, und bei Poitiers war ich selber als Page zugegen. In jeder Schlacht waren wir ihnen an Zahl überlegen, und bei Poitiers hätten wir sie Alle gefangen nehmen können, wenn es dem Könige gefallen hätte. Aber wir zwangen sie zum Fechten, und sie fochten auch, bis die Menge vor einer Hand voll floh, und Ordnung und Disciplin thaten, was weder die Menge noch der Muth vermochte. Seht nur jetzt, wie geschickt dieser englische König seine Stellung in der Schlacht gewählt hat. Er ist in beiden Flanken nicht anzugreifen, und er zeigt dem Feinde eine schmale Fronte, so daß die überlegene Anzahl von keinem Nutzen ist. Gott gebe, daß die Sache keinen unglücklichen Ausgang nehme!"

„Ah! er kommt zu spät!" rief Martin Grille, der dem anderen Mönche mit den Augen gefolgt war, welcher gerade auf das Ende des Grabens zuritt, wo er die Bogenschützen sich verbergen gesehen. „Ich fürchte, er kommt zu spät."

Sein Ausruf wurde durch plötzliche Bewegungen beider Armeen veranlaßt. Die englische Macht war langsam in drei Abtheilungen vorgerückt, und jede

erschien nur wie eine Hand voll im Vergleiche zu den zahllosen Truppen Frankreichs, aber sie marschirten in festen und geschlossenen Gliedern und zeigten wenig von jenen Zierrathen, welche die rauhe Wirklichkeit des Krieges vergolden und glätten; doch spielten viele Instrumente kriegerische Musik, welche Hoffnung und Vertrauen auszusprechen schien.

Die Franzosen dagegen, die den ganzen Morgen still gelegen, als wollten sie den Angriff des Feindes erwarten, hatten sich eben an dem Abhange vor Azincourt ausgebreitet, sich ebenfalls in drei Abtheilungen getheilt, welche zu beiden Seiten die Flanken der englischen Macht einschlossen. Glänzende Waffen und schimmernde Rüstungen machten, daß die ganze Linie schimmerte und funkelte, aber kein Laut wurde von ihnen gehört, mit Ausnahme eines von Zeit zu Zeit ertönenden Kommandorufes.

In dem Augenblicke, als Martin Grille seinen Ausruf ausstieß, hatte der Vortrab der Franzosen einen rascheren Schritt angenommen und stürmte auf die englischen Bogenschützen an, als sie durch einen etwas engen Raum marschirten, der von Hecken und Sumpf eingeschlossen war. Dieses enge Feld wurde nach und nach weiter nach dem Centrum des französischen Heeres hin, und die Engländer hatten gerade den Eingang zu demselben erreicht, als beinahe funfzehntausend französische Reisige und Bogenschützen un=

ter dem Kommando des Connetable selber vor ihnen standen. Langsam und sicher rückten die Engländer bis auf einen Bogenschuß auf die französische Linie an. Der alte Sir Thomas von Erpingham, der, einen Pagen auf jeder Seite und einen Kommandostab in der Hand, etwa zwanzig Schritte vor den Bogenschützen herritt, führte sie an. Als sie nahe genug waren, so daß jeder Pfeil sein Ziel erreichen konnte, schwenkte der alte Ritter seinen Stab in der Luft, und augenblicklich machte die ganze Abtheilung Halt. Zugleich steckte Jeder den Stab mit der stählernen Spitze, den er trug, in den Boden und legte einen Pfeil auf seinen Bogen.

Eine Todtenstille herrschte auf beiden Seiten, die nur von dem Stampfen der anrückenden Franzosen unterbrochen wurde. Sir Thomas von Erpingham blickte rechts und links die Linie hinunter und rief mit kräftiger Stimme: „Nun schlagt an!“ Dann warf er seinen Stab hoch in die Luft und stieg vom Pferde ab.

Augenblicklich kamen zur Linken der französischen Schlachtreihe die verborgenen Bogenschützen mit schon gespannten Bogen aus dem Graben hervor, und wohl durfte Martin Grille ausrufen, daß der Mönch zu spät komme. Im nächsten Augenblicke ertönte von dem einen Ende der englischen Schlachtreihe bis zum anderen der laute Schlachtruf, der so oft der Verkün-

der des Sieges zu Lande wie zur See gewesen, und dann flogen die Pfeile so dicht wie Schlossen in die Gesichter des angreifenden Feindes. Ritter, Knappen und Reisige beugten ihre Köpfe bis auf den Sattel, um den Pfeilen auszuweichen; aber vorwärts stürmten sie und Jeder richtete sein Pferd auf die schmale Fronte der Engländer, und indem sie sich näher zusammendrängten, bildeten sie eine dichte Masse, wo jeder Pfeil traf.

Kaum war ein Pfeil abgeschossen, als schon ein anderer wieder angelegt war; und wild vor Schmerz, bäumten sich die Pferde der französischen Kavallerie und richteten eben so viele Zerstörung und Unordnung an, wie die Geschosse ihrer Feinde.

Dann zeigte sich Martin Grille's Augen eine seltsame Verwirrung. Die beiden streitenden Armeen schienen unter einander gemischt. Er glaubte zu bemerkten, daß die Engländer zurückgedrängt wurden; aber ihre Ordnung schien sicherer, als die der französischen Macht, wo Nichts als Verwirrung und wilde Bewegung herrschte. Hier und da wurde ein kleiner Raum auf einem Theile des Feldes verhältnißmäßig frei, und dann sah er, wie ein Ritter oder Knappe vom Pferde gerissen wurde und wie ein Bogenschütze die Spitze seines Schwertes zwischen die Oeffnungen seines Helmes steckte.

Die Figur des Mönchs war nicht mehr zu sehen,

denn er war von den verschiedenen Massen leichter Kavallerie umgeben, die die Flügel der französischen Armee umschwärmten, in der Schlacht von geringem Nutzen waren und sich nur bei einer Niederlage für den Feind furchtbar zeigten.

Der Mönch, der neben Martin Grille stand, verharrte in tiefem Schweigen, obgleich der Andere oft sein Auge mit forschendem Blicke auf ihn richtete, als hätte er gern gefragt: „Was haltet Ihr von dem Kampfe?“ Wenn auch keine Worte ausgesprochen wurden, zeigten sich doch Spuren vielfacher Gemüthsbewegungen in seinem Gesichte. Anfangs war Alles ruhig, obgleich das Auge lebhaft unter den überhängenden Brauen hervorblickte, gleich dem des Adlers, der aus seinem Horste auf dem Felsen auf die Beute niederblickt, die sich unten über die Ebene bewegt. Dann kam ein Blick des Triumphes, als zwei oder drei Hundert französische Reisige ihren Begleitern vorauseilten und sich auf die englische Linie stürzten, bei dem vergeblichen Versuche, die feste Reihe der Bogenschützen zu durchbrechen. Als er aber die Truppen handgemein werden und die französische Kavallerie sich so fest zusammendrängen sah, daß nur die in der vordersten Reihe Platz hatten, einen Streich zu führen, da wurde seine Stirn finster, sein Auge ängstlich und seine Lippe bebte.

Noch einen Augenblick schwieg er, als er aber

dann die Pfeile der Engländer unter seine Landsleute fallen, die Pferde sich bäumen und mit ihren Reitern stürzen sah, um von denen unter die Füße getreten zu werden, die sich ringsum herzudrängten, einige wild vor Schmerz, jeden Widerstand durchbrechend und Schrecken und Verwirrung unter die Hauptarmee verbreitend, andere von ihren furchtsamen Reitern in vollem Galopp von einer Schlacht hinweggetrieben, die sie für verloren hielten, weil sie nicht augenblicklich gewonnen wurde, da konnte er es nicht mehr ertragen, sondern rief heftig und strenge:

„Sie werden die Schlacht verlieren!"

„Aber die mächtige Schaar, die den Hügel herunterkommt, hat noch keinen Schlag gethan," rief Martin Grille.

„Wo können sie fechten?" fragte der Mönch. „Wenn das Feld von ihren Freunden frei wäre, könnten sie vielleicht etwas mit ihren Feinden anfangen. Seht, die Fahne von Alençon weht nicht mehr! Und wo ist die von Brabant? Ich sehe sie nicht mehr."

Er sah noch einen Augenblick hin und rief dann:

„Bei meinem Leben, sie fliehen! Sie fliehen gerade zu dem Centrum zurück und nehmen die Ansteckung ihrer Furcht mit."

Während er sprach, galoppirten in wüthender Hast zwei oder drei Reiter den Hügel herauf, gerade auf sie zu. Martin Grille sprang an die Seite der

Pferde, band eins derselben los und setzte seinen Fuß in den Steigbügel.

„Thor! sie werden Euch Nichts zu Leide thun,“ rief der Mönch. „Sie suchen nur ihr Leben zu retten.“

Und seine Arme über den Weg ausbreitend, auf welchem die Soldaten daherkamen, rief er heftig:

„Feiglinge! Feiglinge! Schämt Euch und kehrt in die Schlacht zurück!“

Aber sie galoppirten an ihm vorüber, der Eine mit einem Pfeile durch die Schulter und der Andere mit völlig abgeschornem Helmbusche. Der Dritte schlug im Vorüberreiten mit dem Streitkolben nach dem Mönche, verfehlte ihn aber und ritt dann mit einem bitteren Fluche auf den Lippen vorüber.

Jetzt war es nicht mehr zweifelhaft, welchen Ausgang der Kampf zwischen dem Vortrabe der französischen und englischen Armee nehmen würde. Der erstere war in völliger Unordnung und jeden Augenblick entfernten sich Gruppen von demselben, während der letztere, von einer großen Abtheilung Pikenmänner unterstützt, die hinter den großen Bäumen des Waldes hervorkamen, mit Sicherheit vorrückte.

Gerade jetzt sah man durch die Büsche, die über den Fuß des Hügels ausgebreitet waren, eine Gruppe so langsam heraufkommen, daß man ihr Fortschreiten kaum eine Flucht nennen konnte. Anfangs konnten

weder Martin Grille noch der Mönch deutlich bemerken, was sie vor hatten, denn die Zweige mit ihren dürren Oktoberblättern verbargen sie zum Theil. Bald aber kamen sie auf einen freieren Boden, und es erschienen drei oder vier Männer zu Fuß, die ein gerüstetes Pferd dicht umgaben, welches einer von ihnen am Zügel führte, während ein Anderer, der neben dem Steigbügel ging, den Reiter mit seinem Arme zu umschlingen schien. Einen Augenblick später erschien ein Mann in grauem Gewande zu Pferde unter den Büschen, verweilte bei der kleinen Abtheilung und deutete den Hügel hinauf.

„Bruder Franz und ein verwundeter Ritter,“ sagte der Mönch, einige Schritte vortretend.

„Guter Himmel! ich will doch nicht hoffen, daß es mein junger Herr ist!“ rief Martin Grille, seine Hände zusammenschlagend. „O! wenn er nur zu Hause bleiben und sich ruhig verhalten wollte! Ich bin gewiß, seine Mutter würde den Tag segnen.“

Der Mönch hörte kaum auf ihn, denn er schaute mit lebhaftem und ängstlichem Blicke auf die Gruppe hinunter; dann wendete er sich plötzlich zu dem Diener und fragte in raschem Tone:

„Hat Euer Herr Kinder?“

„Keine eigenen,“ antwortete Martin Grille, „nur eins, welches er adoptirt hat — ein kleines elfenartiges Wesen, so schön, wie ein Sonnenstrahl, die man

Agnes nennt. Er könnte sie nicht mehr lieben, wenn sie sein eigenes Kind wäre."

„Gott segne ihn," sagte der Mönch, und dann fügte er heftig hinzu: „Warum steht Ihr hier? Es ist Euer Herr. Geht und helft!"

Und er selber eilte den Abhang hinunter, der Gruppe entgegen.

Seinen Helm von einer Streitaxt gespalten, einen Pfeil durch seinen rechten Arm, einen Lanzenstoß in seinem Harnisch, das Blut über seine Rüstung niedertröpfelnd, wurde Jean Charost, von einem seiner Leute unterstützt, auf dessen Schulter sein Kopf ruhte, langsam den Hügel heraufgetragen. Sein Gesicht war nicht zu sehen, denn sein Visir war geschlossen; aber es war ein Ausdruck der tiefen Traurigkeit auf den Gesichtern der zwei oder drei Männer, die ihn umgaben, welcher zeigte, daß sie sein Ende nahe glaubten.

„Ist er todt?" fragte der alte Mönch, den Mann ansehend, der das Pferd führte.

„Kann es nicht sagen, Vater," versetzte der Soldat trotzig. „Er hat nicht gesprochen, seitdem wir ihn aus dem Gedränge der Schlacht gezogen. Er hat indeß seine Pflicht gethan. O! wenn Alle gefochten hätten, wie er!"

„Ich denke, er ist nicht todt," sagte der andere Mönch herbeireitend. „Ihr seht, seine Hand hält noch

den Zügel fest, und einmal glaubte ich zu bemerken, daß er seinen Kopf zu erheben wünschte."

„Bringt ihn weiter — bringt ihn hinter diese Bäume," rief der ältere Mann, „und führt die Pferde weg, so daß sie nicht zu sehen sind. Er ist nicht todt — sein Kopf bewegt sich. Wie geht es mit Euch, mein Sohn? Wie geht es? Faßt Muth!"

Ein dumpfes Stöhnen war die einzige Antwort; aber das war ein hinreichendes Zeichen, daß das Leben noch nicht erloschen war, und Jean Charost wurde sanft zu einer Stelle hinter den Bäumen getragen, die vor dem Schlachtfelde wohl geschützt war. Der alte Mönch blieb, ehe er folgte, einen Augenblick stehen, um noch einen Blick auf die blutige Ebene von Azincourt zu werfen. Jetzt war die französische Hauptarmee in ebenso großer Unordnung, wie der Vortrab, während die englischen Truppen mit ihrem königlichen Banner vorrückten.

„Alles ist verloren!" murmelte der Mönch. „Gott helfe ihnen! Sie haben einen großen Sieg weggeworfen!"

Als er die Stelle erreichte, wohin man Jean Charost gebracht hatte, hoben die Männer diesen sanft vom Pferde und legten ihn auf das dürre Gras nieder. Den Helm hatte man ihm bald abgenommen, aber seine Augen waren geschlossen und sein Athemzug langsam und ungleich. Er hatte eine tiefe Wunde im

Kopfe, aber die gefährlichste schien die Lanzenwunde in seiner Brust zu sein, und mit eiligen Händen machten die beiden Mönche seinen Harnisch los und bemühten sich, das Blut zu stillen.

„Die Wunde ist sehr nahe bei seinem Herzen," sagte der ältere Mönch.

„Nein, nein," versetzte der Andere, „sie ist weit davon entfernt. Ihr versteht Euch besser auf das Fechten, Bruder Albert, aber ich verstehe mehr von der Heilkunst, als Ihr. Haltet Eure Hand hier fest und Einer von Euch reiche mir die Schärpe dort. Ein Anderer laufe hinunter und hole Wasser aus dem Bache. Nehmt seinen Helm — nehmt seinen Helm. Wir müssen ihn aus dieser Ohnmacht erwecken, ehe es zu spät wird."

Martin Grille ergriff den Helm seines Herrn und lief damit zu dem Bache, der auf halbem Wege den Hügel hinunter entsprang. Als er aber das Schlachtfeld wieder zu Gesichte bekam, kehrte alle seine frühere Furcht zurück, und er blieb stehen; im nächsten Augenblicke aber überwand die Liebe zu seinem jungen Herrn alle anderen Empfindungen und er eilte verzweiflungsvoll den Abhang hinunter und füllte den Helm an der Quelle.

„Hilf mir, Martin! hilf mir!" rief eine nahe Stimme.

Und aufblickend, sah er den jungen Pagen, der seinem Herrn den Hügel hinunter gefolgt war.

„Komm hieher, Knabe," rief Martin Grille. „Wie? bist Du verwundet, junger Thor?"

„Sehr schwer," versetzte der Knabe. „Während ich den Baron zu schützen versuchte, als er zuerst von dem Pferde geworfen wurde, hackten sie mit ihren Schwertern auf mich los. Ich werde ihn nie wiedersehen; er ist jetzt todt."

„Reiche mir die Hand — reiche mir die Hand!" rief Martin Grille. „Er ist nicht todt; sei gutes Muths. Aber ich muß mit diesem Wasser zurückeilen; darum wende alle Kraft an, die Du noch übrig hast."

Den Pagen mit der einen Hand fortschleppend und mit der anderen den Helm haltend, erstieg Martin den Hügel wieder und erreichte die Stelle, wo de Brecy lag. Der jüngere Mönch schüttete dem Verwundeten sogleich eine Hand voll Wasser in's Gesicht. Es überlief ihn ein Schauder; dann öffnete er seine Augen und sah sich matt um.

„Nun einige Tropfen von diesem kostbaren Balsam," sagte der jüngere Mönch, indem er ein Fläschchen aus seiner Tasche zog. „Oeffnet Eure Lippen, mein Sohn, und laßt es mich hineinschütten."

Er mußte die Worte wiederholen, ehe der Verwundete ihn verstand; als er aber die Tropfen genommen hatte, ging eine plötzliche Veränderung mit ihm

vor. Das Licht kehrte in Jean Charost's Augen zurück und er sagte, wenn gleich matt:

„Wo bin ich? Wer hat gewonnen?"

„Wie geht es mit Euch, mein Sohn?" fragte der ältere Mönch, sich mit zurückgeworfener Kapuze über ihn neigend.

„Matt, Vater," antwortete Jean Charost. „Ha! seid Ihr es?"

„Freilich bin ich es," versetzte der Mönch. „Aber faßt Muth: Ihr werdet nicht sterben. Wir wollen Euch in unsere Priorei bringen, da werdet Ihr bald Eure Gesundheit wieder erhalten."

„Ach!" sagte Jean Charost, indem er matt seine Hand erhob und sie dann wieder sinken ließ. „Aber wie geht es mit der Schlacht? Wenn Frankreich verloren hat, so laßt mich hier sterben."

„Wir können es noch nicht sagen," antwortete der jüngere Mönch. „Die Schlacht wüthet noch immer. Haltet dieses Crucifix in der Hand und laßt mich Eure Wunde untersuchen. Sie blutet nicht so schnell," fuhr er fort. „Nehmt noch ein wenig mehr von diesen Tropfen; sie werden Euch wieder Kraft geben."

„Ah, Perot, armer Junge!" rief Jean Charost, dessen Augen matt auf den Pagen fielen, der sich an einen Baum lehnte. „Sorgt für ihn, guter Vater. Er muß schwer verwundet sein. Er rettete mir das

Leben, als ich zuerst von dem Schlage auf den Kopf zu Boden geschmettert wurde."

„Nehmt selber erst noch einige Tropfen," versetzte der Mönch, „sonst möchte der Herr hingehen, wohin ihm der Page nicht gern folgen würde."

Jean Charost leistete keinen Widerstand und der Mönch wendete sich dann zu dem Knaben, untersuchte und verband seine Wunden und gab ihm ebenfalls von dem Elixir, worauf er großes Vertrauen zu setzen schien. Auch war es nicht ohne Grund, denn die Wirkung war sehr groß und Jean Charost sagte mit stärkerer Stimme:

„Ich denke, ich werde am Leben bleiben."

„Könnten wir nicht eine Sänfte machen?" fragte der ältere Mönch, indem er die Männer ansah, die ihren jungen Herrn den Hügel heraufgeführt hatten.

„Wir wollen es versuchen," versetzte Einer von ihnen.

Und eine Axt nehmend, die er auf der Schulter hatte, begann er einige junge Bäume abzuhauen.

Ehe aber noch so viele Materialien gesammelt waren, um die Sänfte machen zu können, hörte man Hufschläge von Pferden herbeikommen, und im nächsten Augenblicke erschien eine kleine Reiterabtheilung.

„Ha! wer ist das?" rief der Mann, der die Abtheilung kommandirte. „Ein verwundeter, französischer Ritter. Gott erhalte Euch, Herr. Ich hoffe,

Ihr werdet wieder hergestellt werden; aber Ihr müßt Euch auf Gnade oder Ungnade ergeben, und ich verlange Euren Handschlag darauf."

Während er sprach, stieg er ab, näherte sich der kleinen Gruppe und reichte Jean Charost seine Hand hin.

„Es ist nicht anders," antwortete der Verwundete, ihm die Hand reichend. „Ich ergebe mich auf Gnade oder Ungnade."

„Nun noch Euren Namen," sagte der englische Officier.

„Jean Charost, Baron von Brecy," versetzte der junge Mann. „Ich bitte Euch, sagt mir, wie geht die Schlacht?"

„Sie ist vorüber," antwortete der Engländer. „Es hat Gott gefallen, unsern Waffen Sieg zu verleihen. Eure Leute werden sich natürlich ergeben."

Auch da war keine Hilfe, da sie von zwanzig oder dreißig Reisigen umringt waren; und als sie ihr Wort gegeben hatten, wendete sich der Offizier, der ein ältlicher Mann war, wieder zu Jean Charost und sagte in freundlichem Tone:

„Ihr seid schwer verwundet, Herr, und ich bin gewiß, Ihr habt ritterlich Eure Pflicht gegen Euren König und Euer Vaterland gethan. Ich kann nicht dableiben, um für Euch zu sorgen; aber diese guten Väter werden sich gewiß freundlich Eurer annehmen.

Wenn Ihr wieder wohl seid, fragt nach Lord Willoughby. Ihr werdet ihn nicht hart finden. Das Wort eines Edelmannes bei solchen Wunden, wie diese, ist besser, als drei Zoll dicke Gitterstangen."

So redend, bestieg er sein Pferd wieder und ritt davon.

Siebentes Kapitel.

Noch einige ruhige, stille und kühle Blicke, gleich dem frühen Sonnenscheine eines klaren Herbsttages, um einiges Licht auf den Verlauf von einigen Jahren zu werfen.

Man wird fragen, warum werden nicht die Ereignisse jener Jahre berichtet? Warum werden uns nicht die Einzelheiten einer Geschichte mitgetheilt, woran der Verfasser wenigstens einiges Interesse nehmen muß? Aus folgendem Grunde: Im Jugendleben, so wie in jedem Lande giebt es einförmige Stellen, wo das Wasser auf den Flächen stehen bleibt, und unter denselben zu verweilen, ist gefährlich für das thätige Dasein. Ich sage, in jedem Leben giebt es solche Flächen, denn ich erinnere mich keines aus der Geschichte oder dem Gedächtnisse, wo sie nicht gefunden werden sollten. Keines, wo es nur Berge oder Thäler gebe.

Man nehme das thätigste Leben, welches je existirte, das Leben Napoleon Bonaparte's; man begleite

ihn von der Militairschule zu dem Kommando von Armeen; man verfolge seine kometenartige Laufbahn von Sieg zu Sieg bis zu dem Höhepunkte seiner Macht und dann bei seinem raschen Falle bis man zu dem Felsen im atlantischen Meere und zu der ohnmächtigen Gefangenschaft kommt!

In einer Zelle in der kleinen Priorei von St. Georg zu Hesdin lag Jean Charost auf dem harten Lager eines der Mönche, bleich und abgemagert, aber noch das Licht des wiederkehrenden Lebens in seinen Augen. An seiner Seite saß ein großer, hagerer Greis, nicht gerade sehr alt an Jahren, aber doch alt an Erfahrung des Kummers.

Dies ist ein seltsames Leben, und Alles, was damit in Verbindung steht. Zeit, Freude und Kummer, Furcht und Hoffnung, Appetit und Sättigung! Sehr seltsam! Das weise, orientalische Volk hat gesagt, an der Wurzel des Lebensbaumes nagen beständig zwei Würmer, der eine schwarz, der andere weiß. Aber ach! manche andere Made durchbohrt die Rinde, frißt sich in das Innere, vertrocknet den Saft und führt Untergang und Zerstörung herbei.

Eine der gesegnetsten Ideen der Seele ist, daß in ihrer Unsterblichkeit keins dieser Dinge sie berühren kann.

De Brecy's Gesellschafter schien ein alter Mann zu sein, obgleich er wahrscheinlich noch keine sechzig Jahre gelebt hatte; aber auf seinem Gesichte waren

viele tiefe Furchen — nicht solche, wie sie die nagenden Sorgen ziehen — nicht solche, wie sie die Klauen der habsüchtigen Selbstsucht eingraben, sondern die tiefen, starken Brandmale glühender Leidenschaften, des heftigen Kummers, der wilden Freuden, sowie der starken und unruhigen Gedanken. Doch das Auge war gemildert. Es war nicht dasselbe Licht darin, wie früher — das wilde, lebhafte Licht, zu hell, um völlig gesunden Verstand anzudeuten. Da war Traurigkeit genug, aber wenig Feuer.

Die Beiden, welche allein in der Zelle waren, hatten einige Zeit miteinander gesprochen, und es war eine jener Pausen eingetreten, in welcher Jeder für sich selbst den durch das Vorhergegangene herbeigeführten Gedankengang fortsetzt. Der Greis blickte auf den Boden nieder, indem seine struppigen Brauen über seine Augen niederhingen. Jean Charost schaute auf, als erhalte er eine Inspiration von oben. Es war Hoffnung und Erinnerung. Endlich sprach der Greis:

„Wenn man auf den Pfad des Lebens zurückblickt," sagte er, „verliert man in dem Nebel der Ferne tausend Gegenstände, die auf dasselbe eingewirkt haben. Wir sehen, wie es sich hierhin und dorthin wendet, und wundern uns, daß wir nicht eine geradere Richtung zu unserem Ziele gewählt. Wir bemerken, daß wir einen weiten Umweg gemacht haben; aber die Hindernisse sind nicht zu sehen, die

unübersteiglich waren oder zu sein schienen — der Strom zu tief, um ihn zu durchwaten — der Felsen zu hoch, um ihn zu erklimmen — das Dickicht zu dicht, um es zu durchdringen — und die Nebel und Dunkelheit auch — die Nebel und Dunkelheit des Geistes, die uns blenden. O mein Sohn! hütet Euch vor dem blendenden Scheine der Leidenschaft; denn Ihr wißt nicht, wie falsch und täuschend er ist. Dinge, die so klar sind, wie der Tag, werden trübe und dunkel, falsche Lichter schimmern um uns und Nichts ist wirklich, als unsere eigenen Empfindungen."

Jean Charost lächelte.

„Noch bin ich so davon gekommen, Vater," sagte er. „Wenn ich auf einige Perioden meines Lebens zurückblicke — auf die Handlungen anderer Menschen und meine eigenen — da wundere ich mich freilich zuweilen, wie ich die Dinge um mich her ansehen konnte, wie ich es damals that, und Alles erscheint mir wie ein Traum."

„Es ist der Traum der Leidenschaft!" fiel der Mönch ein.

„Glücklicherweise habe ich keine Ursache gehabt, zu bedauern, daß ich nicht klarer sah," fuhr Jean Charost fort. „Aber wir wollen uns zu andern Gegenständen wenden, guter Vater. Ich möchte Euch um Vieles befragen — um Vieles, was ich nothwendig wissen muß."

„Befragt mich um Nichts," versetzte der Mönch rasch. Dann legte er seine Hand auf Jean Charost's Arm und fügte langsam und strenge hinzu: „Es giebt eine Periode in meinem Leben, an die ich mich nicht zu erinnern wage. Durch Anstrengung und Arbeit habe ich festen Boden gefunden und kann auf dem Felsen meiner Erlösung stehen; aber hinter mir ist ein Abgrund des Wahnsinns. Ihr wollt mich doch nicht in denselben zurückschleppen, junger Mann?"

„Verhüte Gott!" rief Jean Charost. „Aber doch —"

Der Mönch machte eine Bewegung mit der Hand; einen Augenblick später wurde die Thür der Zelle geöffnet und Martin Grille erschien gestiefelt und bespornt, seine Kleidung mit Staub bedeckt, und mit jedem Zeichen eines weiten Rittes auf trockenen und sandigen Wegen.

„Nun, Martin," rief sein Herr, sobald er ihn erblickte, „was sagt Lord Willoughby?"

„Nur wenig und nichts besonders Angenehmes," versetzte Martin Grille. „Indessen hat er geschrieben. Hier ist sein Brief."

Jean Charost nahm das Papier, welches der Mann ihm hinreichte, und riß es lebhaft auf; aber sein Gesicht wurde blaß, als er den Inhalt las, und er rief:

„Funfzehntausend Kronen als Lösegeld für einen Baron! Dies ist mein Untergang!“

„Ich denke, er kann nicht anders,“ sagte Martin Grille; „denn er schien sehr unruhig, als er schrieb. Er sagte mir, die Lösegelder wären von einer höheren Macht bestimmt worden.“

„Ja, ja! eine leere Entschuldigung,“ entgegnete Jean Charost. „Dieser habgierige Engländer ist entschlossen, die Gefangennahme eines Verwundeten so gut wie möglich zu benutzen.“

„Leidenschaft, mein Sohn, Leidenschaft!“ fiel der Mönch ein. „Was der gute Lord sagt, glaube ich. Es ist der Ehrgeiz und die Politik seines Herrn, nicht seine eigene Habgier. Ich habe schon Etwas davon gehört und fürchtete den Erfolg. König Heinrich ist entschlossen, daß alle Die, welche Frankreich am besten gegen ihn dienen können, entweder die Kosten des nächsten Feldzuges durch ihre Lösegelder zahlen oder ihre Zeit in englischen Gefängnissen hinbringen sollen, während er auszieht, um Frankreich zu erobern.“

„Schande über ihn!“ rief Jean Charost.

„Würdet Ihr nicht Dasselbe thun, wenn Ihr der König von England wäret?“ fragte der Mönch.

Jean Charost sann mehrere Minuten nach, ohne die Frage des Mönchs zu beantworten. Endlich aber sagte er:

„Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als ein Gefängniß. Ich will meine gute Mutter und meine liebe kleine Agnes nicht arm machen. Es hat schon genug gekostet, mich zu dieser unglücklichen Schlacht auszurüsten. O, wenn die Franzosen Kälte und Disciplin hätten, so wie sie Muth und Thätigkeit besitzen! Wenn sie den Sieg gewonnen hätten, würde ich meine Gefangenen nicht so behandelt haben. Nun, Gottes Wille geschehe! Ich will über die See gehen und mich der Gefangenschaft ausliefern. Verschaffe mir Schreibmaterialien, Martin Grille."

„Nein, mein Sohn, Ihr seid nicht fähig dazu," sagte der Mönch.

„Es muß geschehen," entgegnete Jean Charost. „Was liegt daran, wenn ich sterbe? Er kann keine Goldstücke aus mir münzen. Ich will dieses Lösegeld nicht zahlen, so lange meine Mutter lebt. Laßt mich Dinte und Feder haben."

Jean Charost begann zu schreiben, doch war er bald genöthigt, den Versuch aufzugeben, denn er war noch zu schwach. Am nächsten Tage schrieb er indessen noch einmal, und es wurden zwei Briefe vollendet. Der eine wurde an seine Mutter, der andere an Lord Willoughby abgesendet. Von dem Letzteren erhielt er eine höfliche und freundliche Antwort, worin er gebeten wurde, seine Abreise nach England nicht zu übereilen, sondern zu warten, bis er wohl

genug sei, um die Reise ertragen zu können. Ein Satz, der ein wenig verwirrt war, schien ein Bedauern ausdrücken zu sollen, daß das für Gefangene seines Ranges bestimmte Lösegeld so hoch sei; aber Jean Charost war ärgerlich und er warf den Brief von sich.

Der andere Brief, den er geschrieben, führte seine Mutter und Agnes in aller Eile an seine Seite; denn sie hatte geglaubt, daß die Gegenwart des Kindes ihn erheitern würde.

Wir wollen ihre Vorstellungen übergehen und wie dringend sie ihn bat, Alles zu verkaufen und sein Lösegeld zu zahlen. Um ihretwillen war er fest. Er wollte seine Mutter nicht arm machen, und obgleich bittere Thränen flossen, reiste er doch aus seinem Vaterlande ab.

Jetzt müssen wir die Scene verändern.

Beinahe vier Jahre waren vergangen, seitdem das Schlachtfeld von Azincourt einiges von dem besten Blute Frankreichs empfangen und die Reihen der französischen Ritterschaft gelichtet hatte. Jede Stadt, jedes Dorf, fast jede Familie war voll Unruhe, und der Ort, der an dem einen Tage in den Händen Englands war, war am zweiten Tage in den Händen Frankreichs und am dritten in den Händen Burgunds. Alle regelmäßige Kriegführung war zu Ende. Jeder mächtige Edelmann führte auf seine eigene Hand Krieg

und vereinte sich durch sehr schwache Bande mit dieser oder jener Partei. Seine Unternehmungen waren seine eigenen, obgleich sie in gewissem Grade auf das Wohl seiner Partei abzielten; wenn er irgend Jemanden ein Recht zugestand, ihm zu befehlen, so war es nur mit dem Vorbehalte, daß er gehorchen dürfe oder nicht, je nachdem es ihm gefalle. Bewaffnete Schaaren durchzogen das Land nach allen Richtungen. Es gab fast kein Feld bis zur Loire, welches nicht zu einer Zeit der Schauplatz eines Kampfes war. Niemand wußte, wenn er den Boden besäte, wer die Ernte bekommen würde, und die Waaren des Kaufmanns waren eben so oft der Plünderung ausgesetzt, wie die Ernte des Landmannes.

Doch ist es außerordentlich, wie bald sich der Geist des Menschen, und ganz besonders der leichte und flatterhafte Geist des Franzosen in die Umstände fügt. Hier herrschte ein Zustand, der für Alle, als für Wilde, unerträglich war; doch in Frankreich übte der geschickte Koch sein thätiges Geschäft aus, und die dampfende Küche verbreitete liebliche Gerüche. Die Gasthöfe, die Herbergen und Schenken waren beständig mit munteren Gästen angefüllt. Die Nadel des Schneiders war niemals geschäftiger, und es wurde eben so viel Sorgfalt auf den Schmuck Derjenigen verwendet, welche in wenigen Tagen einen blutigen Tod finden konnten. Die Dorfglocken riefen die Leute

wie gewöhnlich zum Gebete und zur Danksagung und läuteten fröhlich zur Hochzeit, selbst während feindliche Lanzen von dem Thurme zu sehen waren.

Dies war der Zustand des Landes, als eines Tages gegen Ende des Sommers 1419 ein junger Mann in der Kleidung eines Mönchs in ein Dorf in der Nähe der Stadt Bourges trat. Er trug Sandalen an den Füßen, einen Pilgerstab in der Hand und war offenbar von einer weiten Wanderung ermüdet. Der größere Theil des Landvolks war auf den Feldern und die Straße des kleinen Orts, welche sich an der Seite eines Hügels dahinzog, lag fast einsam im hellen Sonnenscheine da. Der Wirth der Herberge saß indessen mit einem alten schwachen Gefährten mit weißem Barte vor seiner Thüre und sie machten ihre Bemerkungen über den jungen Fremden, als er sich näherte, die für die Mönche im Allgemeinen nicht sehr günstig waren.

„O! er geht gewiß zu dem grauen Kloster," sagte der Wirth zu seinem Gesellschafter, „und ohne Zweifel leben sie dort herrlich und in Freuden. Er wird einen heiteren Abend nach seiner Reise haben, besonders da es heute Donnerstag ist."

„Ja, das ist die Zeit, wo die Weiber zur Beichte kommen müssen," sagte der Andere; „und ich denke, sie unterhalten sich angenehm genug über alle die Sün-

den, die ihnen gebeichtet werden. Seht nur, er scheint hieher zu kommen."

„Das glaube ich nicht," sagte der Wirth. „Wir haben nur wenig Zuspruch von den Brüdern, obgleich sie gut bezahlen können, wenn sie wollen. Bei meinem Leben, er scheint doch hieher zu kommen; aber vielleicht will er nur nach dem Wege fragen."

Der Fremde ging indessen gerade auf den Wirth zu und fragte, anstatt sich nach dem Wege zu erkundigen, ob er die Nacht dort logiren könne.

„Gewiß, guter Vater," versetzte der Wirth in sehr verändertem Tone. „Dies ist eine öffentliche Herberge, obgleich die Preise jetzt höher sind, als früher, weil das Land so herunter gekommen ist."

„Das thut Nichts," entgegnete der Fremde. „Wann kann ich zu Abend speisen?"

„In einer Stunde wird das Abendessen auf dem Tische sein, Vater," antwortete der Wirth. „Möchtet Ihr nicht vorher Eure Füße waschen? Sie sind sehr bestäubt."

„Noch nicht," versetzte der Fremde. „Wenn ich wüßte, wo ich mein Felleisen sicher unterbringen könnte, möchte ich noch ein wenig weiter gehen, um von jenem Hügel die Sonne untergehen zu sehen."

„Kommt mit mir — kommt mit mir," sagte der Wirth. „Ich will Euch Euer Zimmer zeigen, wo Ihr ein so gutes Bett haben werdet, wie ein Baron

es nur wünschen könnte, obgleich das Zimmer nicht viel größer ist, als eine Zelle; aber daran wird Euch Nichts liegen, denn es ist frisch und luftig, und überdies hat es ein gutes Schloß, und das ist mehr, als bei anderen der Fall ist."

Der Fremde folgte schweigend, wurde in sein Zimmer geführt und legte sein Felleisen dort ab. Dann nahm er den Schlüssel, der fast so groß war, wie heutiges Tages der Schlüssel zu einer Kirchenthüre, ging wieder aus dem Hause und sagte, er würde bald zurück sein. Dann schritt er bis an das Ende der Straße, wo der Weg zu dem Hügel hinaufführte.

Als er an allen Häusern vorüber war, stand der junge Fremde auf der Höhe da, kreuzte seine Arme über die Brust und blickte die Scene mehr mit der Miene eines Kriegers, als eines Mönches an. Er hielt seinen Kopf hoch, seine Brust erweiterte sich, um die frische Abendluft aufzunehmen, und er glich einem schönen Pferde, welches zuerst aus einem engen Stalle gelassen wird und die freie Luft einathmet, ehe es seinen wilden Lauf auf der Wiese beginnt.

Aber der Ausdruck veränderte sich bald. Seine Augen östlich richtend, erblickte er die Thürme und Zinnen von Bourges, welche über die Seite des Hügels hinweg ragten, und ein wenig weiter, aber mehr nördlich an der andern Seite des Flusses Angis, be-

merkte er einen bewaldeten Hügel mit einem großen viereckigen Thurme und einigen anderen Gebäuden auf dem Gipfel.

Ein Blick tiefer Schwermuth zeigte sich auf seinem Gesichte. Nachdem er mehrere Minuten dorthin geschaut hatte, richtete er seine Augen auf den Boden und versank in tiefes Nachdenken, als ob er eine wichtige Frage mit sich selber verhandle.

„Es wird eine schmerzliche Freude sein,“ sagte er endlich, „aber ich will gehen, es mag kosten, was es will.“

Er überschaute die Aussicht noch einmal von allen Seiten und kehrte dann in das Gasthaus zurück, wo er den Wirth noch vor der Thüre sitzend fand.

„Könnt Ihr mir sagen, ob Herr Jacques Coeur gegenwärtig in Bourges ist?“ fragte er.

„Nein, das ist er nicht, Herr,“ antwortete der Wirth, indem er den Titel „Vater“ wegließ, den er vorher seinem Gaste wegen seines grauen Gewandes beigelegt hatte. „Er ist bei Seiner Hoheit dem Dauphin in der Gegend von Monterreau.“

„Das trifft sich unglücklich,“ sagte der Andere, welcher nur eben bemerkte, daß der Wirth sein Benehmen gegen ihn verändert hatte und ihn Herr anstatt Vater nannte. „Nun, da will ich zu Abend speisen und dann meine Wanderung fortsetzen.“

„Wäre es nicht besser, hier zu schlafen, Herr?“

fragte der Wirth, der wieder das Wort Vater vermied. „Vielleicht sind sie nicht auf Eure Ankunft vorbereitet, und ich denke, Ihr müßt weit gereist sein.“

Der Andere blieb indessen bei seinem Entschlusse, ohne von der großen Veränderung in dem Benehmen des Wirths Notiz zu nehmen; als er sich aber in sein Zimmer begab, um vor dem Abendessen seine Füße zu waschen, fand er die Bestätigung seines Verdachtes, daß das gerühmte Schloß an seiner Thüre mehr als einen Schlüssel habe. Es fehlte freilich Nichts in seinem Felleisen; aber der Inhalt war offenbar sorgfältig durchsucht worden, seitdem er das Haus verlassen hatte. So gering der Vorrath an Gepäck war, den es enthielt, so stand doch auf mehreren Gegenständen der Name Jean Charost de Brecy.

Als das Abendessen beendet war, hatte sich die Nacht eingestellt und die Sterne schienen hell und klar, als der junge Wanderer wieder seine Reise antrat und gerade auf das Schloß zuging, welches er auf dem Hügel gesehen hatte. Er ging mit unermüdlichem Schritte weiter, stieg von der Anhöhe in das Thal hinunter, überschritt den kleinen Fluß vermöge einer steinernen Brücke und näherte sich dem Fuße der Anhöhe, wo der Thurm stand. Große Hunde bellten laut, als er sich dem Eingange des Schlosses näherte,

und einige Männer saßen unter dem Bogen des ersten Thores.

Aber Jean Charost's Ungeduld hatte mit jedem Schritte zugenommen; und ohne sich aufzuhalten, um Fragen zu thun oder um Erlaubniß zu bitten, ging er über die Zugbrücke, über den kleinen Hofplatz und stieg dann die Stufen hinauf, die zu der großen Halle führten. Einer von den Männern folgte ihm von dem ersten Thore aus, versuchte ihn aber nicht aufzuhalten. Zwei von den Hunden liefen an seiner Seite und blickten zu seinem Gesichte auf, während ein dritter wild vor ihm hersprang und vor Freude wimmerte.

Obgleich die große Halle ganz dunkel war, fand er seinen Weg doch leicht genug, stieg eine kleine Treppe von fünf Stufen hinauf und öffnete die Thür gerade über denselben. Es brannte Licht im Zimmer und Frau von Brecy saß dort, mit einer Stickerei beschäftigt, während die kleine Agnes, jetzt sehr entwickelt an Form und Schönheit, neben Jean's Mutter saß und die verschiedenen Arten Seide auswählte.

Jean's Füße waren mit Sandalen bedeckt, aber seine Mutter kannte dennoch seinen Schritt. Sie stutzte und blickte ihn an. Im nächsten Augenblicke umschlang sie seinen Hals, während Agnes seine Hand faßte und mit Küssen bedeckte.

„Willkommen, willkommen zu Hause, mein Sohn!“

rief Frau von Brecy. „Ist der Sinn Deines harten Herrn erweicht worden? Wir hörten, daß Du krank, sehr krank wärest, und in drei Tagen hätten Agnes und ich uns auf den Weg zu Dir nach England gemacht. Wir warteten nur auf sicheres Geleit, um abzureisen.“

„Ich war freilich krank, liebe Mutter,“ versetzte der junge Mann, „und deshalb erhielt ich Erlaubniß, auf eine Zeit lang nach Hause zurückzukehren; aber täuscht Euch nicht. Ich bin nicht gekommen, um da zu bleiben. So kurz ist meine Abwesenheit aus dem Gefängnisse, so hoffnungslos der Zweck meines Kommens, daß ich unentschlossen war, ob ich Euch besuchen sollte, nur um Euch den Schmerz zu verursachen, Euch wieder von mir zu trennen. Ich habe nur auf Ehrenwort die Erlaubniß erhalten, mich auf drei Monate von London zu entfernen, um zu versuchen, mein Lösegeld aufzubringen. Meine einzige Hoffnung ist auf Jacques Coeur gerichtet. Vielleicht hilft er uns unter leichteren Bedingungen, als jeder Andere es thun würde. Ich höre indessen, daß er nicht in Bourges ist, und ich muß morgen nach Monterreau gehen, um ihn aufzusuchen, denn es sind beinahe drei Wochen von meiner Zeit vorüber. Es ist eine weite Fußreise von England hieher.“

„Ach, mein armer Sohn!“ rief Frau von Brecy. „Unser Schicksal ist in der That ein trauriges. Doch

warum sollten wir uns beklagen? Wir theilen nur das unglückliche Schicksal Frankreichs; und der Himmel weiß, es hat Strafe verdient, und wenn auch nur wegen der blutigen und unchristlichen Fehden, die Unheil über das Land gebracht haben."

„Laßt uns dennoch hoffen, Mutter, laßt uns dennoch hoffen," sagte Jean Charost. „Schon das Gefühl, wieder zu Hause — in dieser lieben Heimath zu sein, wo ich so viele sonnige Tage erlebt habe, entzündet das beinahe erloschene Feuer wieder und macht, daß ich trotz der Unwahrscheinlichkeit hoffe."

„Aber warum kommst Du zu Fuß, Jean?" rief Agnes, an ihm hängend. „Es war doch nicht aus Mangel an Geld? O! ich hätte gern alle die hübschen kleinen Sachen verkauft, die Du mir vor langer Zeit geschenkt, um Dir ein Pferd dafür zu kaufen, obgleich unsere liebe Mutter sagt, wir müssen Alles sparen, was wir können, um Dein Lösegeld zu zahlen."

„Nein, nein, liebes Kind," versetzte Jean Charost. „Es waren andere Gründe, weßhalb ich zu Fuße kam. Ich konnte nicht mit der Lanze in der Hand, mit meinem Fähnchen und meine Leute hinter mir hieher kommen, und für einen wohlgekleideten einsamen Reisenden auf einem guten Pferde ist es gefährlich, von Harfleur nach Bourges durch's Land zu ziehen. Aber es ist vergebens, daran zu denken, so

viel zu ersparen, um mein Lösegeld zu zahlen. Meine einzige Hoffnung ist, daß es herabgesetzt werde, und dann die Mittel zu erhalten, es zu zahlen — und zwar Beides durch Jacques Coeur."

„Herabgesetzt!" sagte Frau von Brecy lebhaft. „Ist dazu eine Aussicht vorhanden?"

Ihr Sohn erklärte ihr hierauf, daß bereits eine Conferenz zwischen dem Dauphin und dem Herzoge von Burgund stattgefunden habe, um die Bedingungen des Friedens zu berathen.

„Jacques Coeur hat großen Einfluß bei unserem Kronprinzen," fügte er hinzu, „und ich glaube selber nicht übel bei Seiner Hoheit von Burgund angeschrieben zu sein, obgleich ich, weiß der Himmel, nie seine Gunst gesucht habe. Wenn der Dauphin, was er vielleicht thun sollte, die Freilassung mehrerer bei Azincourt gefangen genommener Edelleute gegen ein mäßiges Lösegeld zu einer Bedingung macht, so denke ich unter diesen einen genügenden Anspruch zu haben. Ich höre, es soll in wenigen Tagen noch eine Zusammenkunft stattfinden, und ich darf die Gelegenheit nicht verfehlen. Ich überbringe Seiner Hoheit Briefe von seinem Vetter, dem jungen Herzoge von Orleans, und von mehreren anderen Herren von gutem Rufe. Laßt uns also hoffen, liebe Mutter, wenigstens bis die Hoffnung sich als eitel erweist. Hier will ich diese Nacht ausruhen und morgen wieder weiter eilen.

Vielleicht wird meine Mühe vergebens sein und ich wieder nach England und in die Gefangenschaft zurückreisen müssen."

„Dann wollen wir mit Dir gehen, Jean," sagte Frau von Brecy. „Du sollst nicht länger allein im Gefängnisse bleiben."

„Ja, ja, laß uns mit Dir gehen," rief Agnes lebhaft, indem sie für Jean Charost antwortete; „wir können dort eben so glücklich sein, wie hier. Nicht die Mauern oder die Erde bilden eine angenehme Heimath, sondern der Geist, der darin weht."

„Du bist eine junge Philosophin," sagte Jean Charost lächelnd, „aber wir wollen sehen."

Am nächsten Morgen war Jean Charost auf dem Wege nach Monterreau und trug noch seine Mönchskleidung; doch ritt er jetzt ein altes Maulthier, dasselbe, welches den Herzog von Orleans in der Nacht seiner Ermordung getragen hatte. Die Herzogin hatte ihm dasselbe geschenkt, als er sie zuletzt gesehen und sie dem Tode nahe gewesen.

Die Reise betrug drei und zwanzig Stunden und war zu weit für einen Tag, aber Jean Charost war entschlossen, sein Ziel so bald wie möglich zu erreichen, und am Abend des zweiten Tages kam er in der kleinen Stadt Moret an, von wo ihn ein kurzer Ritt am folgenden Morgen nach Monterreau bringen konnte.

Es war dunkel, als er in Moret ankam; aber der kleine Ort war mit bewaffneten Männern angefüllt, und vor den Thüren vieler Häuser waren heitere Gruppen versammelt, wovon einige am Boden, andere auf Bänken und noch andere auf leeren Fässern lachend, trinkend und singend saßen, und alle die sorglose Heiterkeit der Soldaten in einer Stunde des Friedens zeigten. Lichter brannten in den Fenstern; Laternen oder Fackeln standen vor den Thüren und der gelbe Herbstmond rollte durch den Himmel dahin und ergoß eine Fluth von Licht über die Erde.

Ohne Zweifel lag viel Ausgelassenheit in den Worten und in den Herzen Aller, doch zeigte sich eine freudige Fülle des Lebens, eine sorglose, glückliche, gedankenlose Zuversicht, eine ansteckende Heiterkeit, welcher schwer zu widerstehen war. Das schallende Gelächter, das leichtfertige Lied, der heitere Scherz, die munteren Gesichter, Alles schien Jean Charost, als er vorüberging, zu fragen:

„Warum solltest Du an den morgenden Tag denken, da Du nicht weißt, ob Du den morgenden Tag erleben wirst? warum solltest Du für die Zukunft sorgen, während eine unsichtbare Macht über die Zukunft verfügt? Erfreue Dich des gegenwärtigen Tages! Iß, trink und sei gutes Muths, denn morgen mußt Du sterben.“

Mancher Scherz wurde über den anscheinenden

Mönch und sein Maulthier ausgesprochen; aber Jean Charost war nicht in der Stimmung, sich durch einen Scherz belästigen zu lassen. Seine Hoffnungen hatten zugenommen, als er sich dem Orte näherte, wo dieselben erfüllt oder vereitelt werden sollten, und die Scene um ihn her war gewiß nicht darauf berechnet, sie zu bald zu verbannen.

Vor der Thür eines kleinen Gasthauses blieb er stehen und fragte, ob er dort Aufnahme finden könne.

„Nein," sagte der fette Wirth lachend, „Ihr müßtet Euch denn so klein machen können, wie des Connetables Zwerg. Wir sind hier bis zum Ueberlaufen voll von des Dauphins Reisigen; ich zweifle, daß Ihr an dem ganzen Orte den vierten Theil eines Bettes finden werdet. Vielleicht ist es möglich, daß Ihr in der großen Herberge, die so düster und schwermüthig aussieht, Aufnahme findet; denn Maitre Langrin hat seine Preise erhöht, weil er erwartet, daß die Officiere dort ihr Quartier aufschlagen werden; aber ich denke nicht, daß sie seinen schlechten Wein meinem guten vorziehen und noch dazu mehr dafür bezahlen werden."

Dorthin lenkte Jean Charost indeß sein Maulthier; aber hier war die Antwort fast dieselbe, und es wurde noch die unverschämte Bemerkung hinzugefügt, daß man in dem Hause keiner Mönche bedürfe. Darauf wendete sich der Reisende ab und dachte mit

einiger Aengstlichkeit daran, wie er sein Maulthier füttern und unterbringen solle, als er einen Mann sah, der wie ein Officier gekleidet war und das an einen Pfosten gebundene Maulthier sehr genau beobachtete. Er war nicht völlig gerüstet, obgleich er einen Brustharnisch trug, und sein Kopf war nur mit einem Federbarett bedeckt. Obgleich groß und wohlgebildet, hielt er sich ein wenig gebückt, und als er bei der Annäherung des Fremden einige Schritle zurücktrat, schien er sich mit einiger Schwierigkeit zu bewegen und hinkte beim Gehen.

Jean Charost setzte seinen Fuß in den Steigbügel, stieg auf und war im Begriff davonzureiten, als der Andere ihm in etwas rauhem Tone zurief:

„Wo habt Ihr das Maulthier her, Mönch?“

„Es ist ein Geschenk,“ versetzte Jean Charost in ruhigem Tone, indem er sein Gesicht voll zu dem Redenden wendete.

„Ein Geschenk — nicht von einem Pilger an ein Kloster,“ entgegnete der Andere; „sondern von einer Dame an einen Soldaten.“

Im nächsten Augenblick umschlang er Jean Charost mit seinen Armen, während er lachend rief:

„Ei! kennt Ihr mich nicht, de Brecy? Ich bin doch nicht so sehr verwandelt, wie Ihr in Eurem Mönchsgewande. Im Namen des Himmels, was wollt Ihr in dieser Kleidung und an diesem Orte?

Woher kommt Ihr? Was treibt Ihr? Einige sagten, Ihr wäret bei Azincourt getödtet worden. Ein Mann schwur mir zu, er hätte Euch sterben sehen. Ein Anderer sagte mir, Ihr wäret in England gefangen, und ich habe das Letztere immer für richtig gehalten, denn ich habe es selber erfahren, wie schwer es ist, getödtet zu werden. Sie haben mich fast zu Ragout zerhackt; aber hier bin ich — das heißt, so viel noch von mir übrig ist."

Jean Charost ertheilte seinem alten Kameraden alle gewünschte Auskunft, indem er ihm überdies, mit einiger Hoffnung auf Beistand, die Schwierigkeiten mittheilte, an welchen er gerade jetzt litt.

„O! kommt mit mir — kommt mit mir," sagte Juvenel de Royans. „Ich bin Kapitain einer Kompagnie Bogenschützen zu Pferde, und hier beugt sich Jeder in Ehrfurcht vor mir. Ihr sollt mein Zimmer theilen, wenn man Euch kein anderes geben will."

Dann führte er ihn in das Gasthaus und rief laut den Wirth herbei.

„Hier, Herr Langrin!" rief er, als der unhöfliche Mann, den Jean Charost schon vorhin gesprochen, wieder erschien. „Dieser Herr ist ein Freund von mir. Ihr müßt ihn aufnehmen — ich weiß, was Ihr sagen wollt — aber Ihr müßt Platz machen."

„Ich hielt den Herrn für einen Mönch, Herr," sagte der Wirth in aller Unterwürfigkeit.

„Ein Mönch!“ wiederholte de Royans. „Das Gewand macht keinen Mönch. Wo hattet Ihr Eure Augen? Ich stehe dafür, er hat einen stählernen Harnisch unter seinem Gewande. Aber er muß auf jeden Fall ein Zimmer haben.“

„Es sind keine leer, als die, welche für Frau von Giac bestimmt sind,“ sagte der Wirth; „und alle die Männer müssen zu Vieren oder Fünfen in einem Bette schlafen.“

„Nun, so bringt ihn in eins von Frau von Giac's Zimmern,“ rief de Royans lachend. „Ich denke, Beide werden Nichts dagegen haben. Auf jeden Fall müßt Ihr Platz für ihn finden; ich bestehe darauf. Wenn Ihr es nicht thut, schicke ich Euch alle meine Bogenschützen über den Hals, damit sie Alles aufessen, was im Hause ist, und allen Euren Wein austrinken. Nehmt Euch zehn Minuten Bedenkzeit und kommt dann in die Höhle, wo Ihr mich untergebracht habt, und sagt es mir. Sagt meinen Leuten, daß sie nach Herrn von Brecy's Maulthier sehen und gut dafür sorgen; denn ehe es ihn getragen, trug es einen so edlen Fürsten, wie Frankreich nur je gesehen, oder je sehen wird. Kommt, alter Freund, ich will Euch den Weg zeigen.“

Als Jean Charost in dem Zimmer Juvenel's de Royans saß, wo eine Lampe brannte und sein Kamerad sich theilweise auf seinem Bette, theilweise auf einem

Sessel ausstreckte, nahm der Letztere einen ernsteren Ton an und de Brecy bemerkte mit Schmerz, daß er nicht nur niedergeschlagenen Geistes war, sondern auch körperlich sehr gelitten hatte. Zwölf Jahre fast unaufhörlicher Feldzüge hatten seine Kräfte aufgerieben, und die vielen Wunden, die er erhalten, hatten ihn leidend und geschwächt zurückgelassen.

„Gott helfe mir!“ sagte er. „Ich versuche mein Leiden zu tragen, de Brecy, und kann mich nicht entschließen, das alte Kriegshandwerk zu verlassen. Ich muß vermuthlich im Harnisch sterben, obgleich ich denke, ich sollte mich in mein Schloß an der Garonne begeben, den Sohn meiner Schwester adoptiren — ihr Gatte fiel bei Azincourt — und mich die übrige Zeit meines Lebens von Bouillon und Medoc nähren, denn ich bin nie ohne Schmerzen. Aber jetzt sagt mir, welches sind Eure Pläne; denn da ich immer an Ort und Stelle bin, kann ich Euch eine Karte von dem ganzen Lande entwerfen.“

Jean Charost erklärte ihm offen seine Lage, und de Royans dachte eine Zeit lang schweigend nach.

„Ihr müßt mächtige Freunde suchen,“ sagte er endlich. „Kennt Ihr Frau von Giac nicht? Jedermann vermuthete, daß Ihr in jener unheilvollen Nacht von unserem Herrn, dem Herzoge, zu ihr geschickt worden, und wenn das ist, muß sie Euch Dank schuldig sein für Eure Verschwiegenheit.“

„Ich habe bemerkt, de Royans," versetzte der Andere, „daß die Damen gewöhnlich Diejenigen hassen, welche im Stande sind, verschwiegen zu sein."

„Das wird sich zeigen," sagte de Royans; „wir können bald die Probe machen."

„Ich sehe den Nutzen nicht ein," bemerkte de Brecy. „Sie ist die anerkannte Geliebte des Herzogs von Burgund, und von ihm will ich mir keine Gunst erbitten."

„Sie kann seine anerkannte Geliebte und dennoch die theure Freundin Seiner Hoheit des Dauphin sein," antwortete de Royans. „Sie war des Herzogs anerkannte Geliebte und nicht weniger die theure Freundin Seiner Hoheit von Orleans."

Jean Charost empfand einen Schauder.

„Der Himmel verzeihe mir, wenn es mir an Menschenliebe fehlt," sagte er; „aber es ist ein schwarzer Verdacht in meinem Geiste, welcher macht, daß ich lieber vom Teufel eine Gunst erbitten würde, als von jenem Weibe."

„Ha!" rief de Royans, sich halb vom Bette erhebend. „Wenn ich das denken könnte — aber es thut Nichts, wir wollen nicht mehr von ihr reden."

„Was thut sie hier?" fragte Jean Charost.

„Ich will Euch Alles erzählen," versetzte der Andere. „Es fand vor einiger Zeit eine Konferenz in Betreff des allgemeinen Friedens statt. Der Herzog

von Burgund versprach große Dinge, die er nie erfüllt hat, noch erfüllen wird, und nun hat ihn Seine Hoheit der Dauphin zu einer anderen Konferenz nach Monterreau berufen. Der Herzog hat länger als einen Monat gezaudert. Zuweilen wollte er kommen, zuweilen nicht, und oft drang er darauf, der Dauphin solle selber nach Troyes kommen, wo er sich mit seinen Truppen, sowie mit dem armen Könige und der Königin befand. Der Dauphin schlug es ab., versprach aber jede Sicherheit, wenn er hieher kommen wolle. Johann ohne Furcht hat sich indeß als Johann mit großer Furcht gezeigt, da er wohl weiß, daß der Dauphin in und um Monterreau zwanzigtausend Mann hat. Nichts konnte ihn bewegen, und man mußte ihm zur Sicherheit das Schloß überliefern, und darum mußte ich es mit meinen Leuten räumen, die wir es für Seine Hoheit den Dauphin besetzt hielten, um Platz zu machen — für wen denkt Ihr?"

„Ich kann es nicht sagen," versetzte Jean Charost. „Vielleicht für Jakob de la Line, Anführer der Bogenschützen, der bei dem Herzoge ist, wie ich höre."

„Nichts dergleichen," erklärte de Royans, „sondern für Frau von Giac mit ihrer Begleitung und ihrer Dienerschaft — worunter kein einziger Bewaffneter ist. Sie kommt diesen Abend hier an, reis't morgen in aller Frühe weiter und der Herzog selber wird Nachmittags ankommen. Vor fünf oder sechs

Tagen kam er in Bray sur Seine an, dort hielt er aber wieder an, und man kann nicht sagen, ob er am Ende kommen wird, oder nicht. Wenn er kommt, wird er in guter Begleitung kommen, denn es ist gewiß, daß sein Muth weicht."

„Ist irgend ein Grund zu seiner Furcht vorhanden, außer jenem allgemeinen Zweifel, den die Bösen an ihrem eigenen Herzen hegen?" fragte Jean Charost.

Juvenel de Royans richtete sich völlig auf, saß auf dem Rande des Bettes, neigte sich ein wenig vorwärts und sagte in leisem und gedankenvollem Tone:

„Ich kann es nicht sagen, aber es herrscht die allgemeine Ansicht — Niemand weiß, warum — daß wenn morgen die Konferenz stattfindet, etwas Außerordentliches geschehen wird. Es ist Alles unbestimmt und verwirrt — Niemand weiß, was er erwartet; aber Jedermann erwartet Etwas. Wir haben keine Befehle zur außerordentlichen Vorbereitung. Die Seite des Schlosses nach den Feldern zu soll für den Herzog und seine Leute frei gelassen werden, damit sie nach Gefallen ab und zu gehen können; und Alles scheint anzudeuten, daß Seine Hoheit Nichts weiter, als eine friedliche Konferenz beabsichtigt; doch so viel weiß ich, daß ich, sobald ich höre, daß der Herzog im Schlosse zu Monterreau ist, alle Pferde aus dem Stalle führen und meine Leute aufsitzen lassen werde, um im Nothfalle zum Handeln bereit zu sein."

„Aber Ihr müßt doch einigen Grund zu einer solchen Furcht haben,“ sagte Jean Charost.

„Keinen — keinen, auf mein Wort,“ versetzte Juvenel de Royans. „Ich kann das allgemeine Gefühl nur dadurch erklären, daß Jeder unserer Partei weiß, daß Johann von Burgund ein Feind Frankreichs ist — daß sein Ehrgeiz das große Hinderniß der Vereinigung aller Franzosen gegen unsere englischen Feinde ist — und daß es gut für das ganze Land sein würde, wenn er todt oder im Gefängnisse wäre. Vielleicht denkt Jeder, daß das geschehen werde, was er wünscht. Aber nun wieder zu Euren Angelegenheiten, de Brecy. Euer Plan ist gut. Wenn Seine Hoheit in einen Frieden willigt, sollte er sich die Freilassung seiner Freunde gegen billiges Lösegeld ausbedingen — und das Eurige ist offenbar zu hoch. Aber wie man zu ihm gelangen kann, ist die Frage, damit Euer Name mit auf die Liste gesetzt werde. Ihr wollt ja Frau von Giac nicht dazu anwenden.“

„Nein, aber ich habe zwei Zugangsmittel,“ antwortete Jean Charost. „Ich habe einen Brief an Seine Hoheit von dem jungen Herzoge von Orleans, meinem Mitgefangenen, und ich höre, daß mein guter Freund Jacques Coeur sehr großen Einfluß bei dem Kronprinzen hat.“

Juvenel de Royans dachte nach, ehe er antwortete.

„Der Brief wird vielleicht nicht bewirken, was Ihr wünscht," sagte er endlich; „denn Ihr müßt den Kronprinzen sprechen, ehe diese Konferenz stattfindet; und wenn Ihr den Brief überreicht, kann ein entfernter Tag zu Eurer Audienz bestimmt werden. Jacques Coeur kann Euch freilich sogleich Zutritt verschaffen, wenn er in Monterreau ist. Es war freilich vor drei Tagen dort und versah Seine Hoheit, zu seiner großen Freude, reichlich mit Geld, denn er war fast ohne Geld. Aber das Gerücht ging, daß er am gestrigen Tage nach Italien abreisen würde."

„Dann ist die Sache hoffnungslos," sagte Jean Charost mit einem Seufzer.

Es trat ein Schweigen von einigen Minuten ein, aber dann blickte de Royans lächelnd auf.

„Nicht hoffnungslos," sagte er, „nicht hoffnungslos. Es ist mir eben ein Mittel eingefallen, welches besser ist, als alle anderen. Für's Erste will ich Euch einen Brief an meinen Freund und Vetter Tanneguy du Chatel mitgeben, der des Dauphins Vertrauter ist. Dort möchtet Ihr vielleicht abgewiesen werden; aber Ihr habt noch andere Mittel in Händen. Erinnert Ihr Euch der Mademoiselle de St. Geran — der schönen Agnes? Man glaubte früher, daß Ihr in sie verliebt wäret, und sie in Euch, obgleich sie in jenen Tagen noch ein sehr junges Mädchen und Ihr fast noch ein Knabe waret."

„Ich erinnere mich ihrer sehr wohl," versetzte Jean Charost, „und habe eine hohe Achtung vor ihr."

„Dasselbe ist mit dem Dauphin der Fall," entgegnete Juvenel de Royans mit bedeutungsvollem Lächeln.

„Ihr wollt doch nicht damit sagen —" rief Jean Charost; aber der Andere unterbrach ihn.

„Ich will Nichts damit sagen," versetzte de Royans. „In der That wissen die Menschen Nichts weiter, als was ich gesagt habe. Es ist klar, daß Seine Hoheit eine hohe Achtung vor ihr hat, ihren Rath hoch anschlägt und ihn selbst in Angelegenheiten des Krieges und der Politik befolgt. Wenn seine Gemahlin sie nicht ebenso sehr liebte und verehrte, würde man keinen Zweifel in der Sache hegen, denn ihre außerordentliche Schönheit —"

„Ich hielt sie nie für sehr schön," fiel Jean Charost ein. „Ihre Formen waren elegant und ihr Gesicht geistreich, aber das war Alles."

„O! aber sie hat sich verändert," antwortete de Royans. „Sie ist dieselbe und doch eine Andere. Es ist unmöglich zu beschreiben, wie schön sie jetzt geworden ist. Jede Linie ihres Gesichts ist jetzt schön und delikat. Die Farben sind klar und rein geworden — die Rosen blühen auf ihren Wangen — der Morgenstern schimmert in ihren Augen, warm wie der Sommer und doch thauig, wie der Anbruch des Tages.

Aber das ist noch nicht Alles. Es liegt eine unbegreifliche Anmuth in ihren Bewegungen, ungleich Allem, was ich je gesehen. Ihre rascheste Bewegung ist so leicht, daß sie langsam erscheint, und die geringste Veränderung der Stellung zeigt eine neue Vollkommenheit in ihrer Symmetrie; und in Allem leuchtet eine Seele und schimmert ein Geist, der über Alles umher Licht verbreitet. Ja, der alte Bischof von Langres selber sagte vor einiger Zeit, von dem Scheitel ihres Haares bis zur Sohle ihrer Füße wäre sie ganz Schönheit. Der gute Mann sagte freilich, er wisse nicht, ob es die Schönheit der Heiligkeit sei, aber er hoffe es."

„Ei! Ihr scheint selber in sie verliebt zu sein, de Royans," sagte Jean Charost.

„Geht und seht sie — geht und seht sie," versetzte sein Gefährte. „Sie wird Euch freudig begrüßen, denn sie ist milde und bescheiden, und stets erfreut, einen alten Bekannten wieder zu sehen."

„Aber wo kann ich sie finden?" fragte Jean Charost.

„O! Ihr werdet sie in der Fremdenwohnung in der Abtei finden," antwortete de Royans. „Der Dauphin hat mit seiner Gemahlin und zwei oder drei ihrer Damen sein Hauptquartier dort aufgeschlagen. An Eurer Stelle würde ich zuerst zu ihr gehen, denn ihr Einfluß ist sicher. Aber Ihr müßt Eure Mönchskleidung ablegen, Mann; denn obgleich sie in der

Abtei wohnen, liebt man bei Hofe die Mönche nicht sehr. — Ah! da kommt unser Wirth. Nun, Herr Langrin, was hat Euch so lange aufgehalten?"

„Die Ankunft der Frau von Giac, mein Herr," versetzte der Wirth. „Ich kann dem Herrn nur eine Schlafkammer geben, die ich für einen Andern bestimmt hatte; aber als Euer Freund muß er sie natürlich haben. Das Abendessen steht auf dem Tische und guter Wein dazu."

Achtes Kapitel.

Städte haben ihre wechselnden Ausdrücke, wie menschliche Gesichter, und der Anblick von Monterreau am 10. September 1419 war ein auffallender, aber ein solcher, den die, welche lange auf der Erde gelebt haben, zuweilen in Augenblicken großer Aufregung und Erwartung müssen gesehen haben. Die Stadt gewährte einen heiteren Anblick, denn sie war mit Menschen angefüllt; und das glanzliebende Militär, welches man nach allen Richtungen in seinen Waffen erblickte, gewährte den Straßen eine Lebhaftigkeit, die sie zu gewöhnlichen Zeiten nicht besaßen. Das Wetter war auch heiter und schön, denn es war einer jener klaren warmen Septembertage, und die Bäume auf den Weinbergen der Höhen von Surville fingen die Strahlen an ihren Blättern auf, die einen leichten herbstlichen Anflug hatten. Die Glocken der Kirchen ertönten, denn es war Sonntag, und manche schöne

Dame in schimmerndem Anzuge, den Rosenkranz um das Handgelenk geschlungen, stolzirte in ihrem Sonntagsstaate durch die Straßen oder trat in das dunkle Portal, um an dem Gottesdienste Theil zu nehmen.

Es herrschte eine feierliche Stille und eine unruhige Ruhe, wenn ich den Ausdruck anwenden darf, der einen Widerspruch zu enthalten scheint, eine drückende Erwartung an dem Orte. Wenn die Glocke verstummte, wurde kein anderer Laut gehört. Die Männer gingen in Gruppen und sprachen nicht; selbst die Frauen unterredeten sich in leiseren Tönen.

Früh am Morgen war ein stattlicher Zug im Schlosse angekommen, nachdem er den Umweg um die Stadt bis zum Thore gemacht, welches jenseits der Mauern auf die Felder führte. Da waren Damen und Dienerinnen, mehrere Herren von vornehmem Ansehen und ein kleiner Trupp Bogenschützen. Aber die Thore des Schlosses nahmen sie Alle auf und mehrere Stunden lang war Nichts weiter von ihnen zu sehen. Von Zeit zu Zeit ritten zwei oder drei Reiter aus der Stadt und zuweilen kehrte eine kleine Abtheilung zurück. Dies waren indessen die einzigen Vorfälle, die der Scene bis nach der Mittagsstunde einige Bewegung verliehen.

Um neun Uhr Morgens kam freilich ein junger Mann in der Kleidung eines Mönchs auf einem Maulthiere hereingeritten, brachte sein Pferd in einem Stalle

unter, wo er genöthigt war, den Namen des Marquis de Royans zu nennen, um Aufmerksamkeit zu erlangen, und dann begab er sich zu Fuß zu einem großen Hause, welches in der Nähe der Brücke über die Yonne stand. Eine Anzahl Leute befand sich vor der Thüre und er that einige Fragen, indem er einen Brief in der Hand hielt. Die Antwort schien ungenügend, denn er entfernte sich wieder, ging durch die Stadt und fragte nach der Abtei, die an der andern Seite lag.

Es war kein Zeichen von der Nähe eines Hofes zu bemerken, als Jean Charost den ihm angedeuteten Weg einschlug. Die beiden Straßen, durch die er ging, waren beinahe verlassen und erschienen kalt und öde, da sie von der Sonne abgewendet waren. Er glaubte fast schon, sich geirrt zu haben, als er an der entgegengesetzten Seite eines kleinen Platzes ein großes und sehr schönes Gebäude mit einer Kirche am Ende und vorn eine Reihe steinerne Pfosten erblickte. Alles, was ich 1821 davon gesehen zu haben mich erinnere, war ein schöner Thorweg mit einem Bogen darüber, der sich tief einsenkte, bis er eine Nische bildete, wo der Wanderer vor der Sonne oder dem Regen Schutz finden konnte. Er diente damals als Eingang zu einem Kornspeicher; aber jetzt gingen zwei Wachen mit Hellebarden auf ihren Schultern langsam davor auf und ab, und drei oder vier Diener trieben sich

umher oder saßen auf den Stufen und zeigten, daß der Eingang im Jahre 1419 zu keinen so alltäglichen Zwecken angewendet wurde.

Gerade zu dieser Thür nahm Jean Charost seinen Weg, sah sich um, als er um die Ecke des entgegengesetzten Hauses bog, und erblickte eine kurze Straße hinunter die sanft fließende Seine mit ihrer alten Brücke und den Mauern des alten Schlosses. Es schienen einige seltsame Gebäude auf der Brücke errichtet zu sein: ein kleiner Pavillon, an dessen Spitze eine Flagge wehte, und mehrere große hölzerne Barrikaden; aber de Brecy verweilte nicht, um zu fragen, was es bedeute, sondern ging gerade auf einen von den Dienern zu und fragte, ob der Seigneur du Chatel dort wäre, indem er hinzufügte, man habe ihn von seinem Quartiere aus dorthin gewiesen.

Dies wurde in gebieterischem Tone gesprochen, was ihm wahrscheinlich, nebst dem militärischen Kragen, der aus dem Mönchsgewande hervorragte, eine höfliche Antwort verschaffte.

„Er ist nicht hier, mein Herr," antwortete der Diener, „sondern in lebhafter Berathung mit Seiner Hoheit dem Dauphin und mehreren anderen Herren. Er darf durchaus nicht gestört werden."

„Gebt ihm unfehlbar diesen Brief, wenn er aus der Berathung kommt. Ueberdies muß ich Euch bitten, mich sogleich zu dem ersten Offizianten Seiner

Hoheit zu führen und ihn zu benachrichtigen, daß der Baron von Brecy, Gefangener in der Schlacht bei Azincourt, von England angekommen ist und einen Brief an den Dauphin von Seiner Hoheit dem Herzoge von Orleans überbringt und um die Erlaubniß bittet, ihn zu seinen Füßen niederlegen zu dürfen, sobald es ihm genehm sein würde."

„Ich fürchte, mein Herr, das wird nicht so bald geschehen können," sagte der Diener. „Wo seid Ihr zu finden, wenn es Seiner Hoheit genehm ist, Euch zu sehen?"

„Wenn Mademoiselle de St. Geran am Hofe ist, möchte ich um eine Unterredung mit ihr bitten," versetzte Jean Charost, der durch die vielfachen Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, entmuthigt war. „Ihr könnt ihr sagen," fügte er hinzu, als er sah, daß der Mann einen Schritt zurücktrat, als wollte er in das Gebäude zurückkehren, „daß Jean Charost de Brecy, ein Bekannter aus ihrer Kindheit, dessen sie sich hoffentlich erinnern werde, hier warte."

„Folgt mir gefälligst, mein Herr," sagte der Diener. „Sie ist hier und war vor einer halben Stunde noch allein."

Jean Charost folgte dem Manne in die Abtei, wovon man einen ganzen Flügel dem Dauphin und seiner Begleitung eingeräumt hatte. Es waren keine Mönche sichtbar; aber dennoch schien das feierliche

Dunkel, welches in den langen Gängen und gewölbten Säulenhallen herrschte, in auffallendem Gegensatze zu den wilden Belustigungen des Hofes zu stehen, womit die wüthenden Kämpfe und die feurigen Leidenschaften des Jahrhunderts abwechselten.

An einer Anzahl kleiner Thüren vorübergehend, die zu den Zellen in dem Säulengange führten, wo wahrscheinlich die untergeordneten Begleiter des Hofes einquartirt waren, wurde de Brecy zu dem Fuße einer sehr künstlich verzierten Treppe geführt, die so zierlich ausgearbeitet und mit solcher Geschicklichkeit und Leichtigkeit unterstützt war, daß sie im eigentlichen Sinne in der Luft zu schweben schien. Diese Treppe stand in der Mitte einer weiten, reichlich erhellten Halle und oben befand sich eine Gallerie von künstlich ausgearbeitetem Steinwerk, und über dem Bogen eines Einganges zeigte sich eine Mitra, welche andeutete, daß dies früher das Zimmer des Abtes gewesen.

Der Diener ging bis zu dem nächsten Gange und führte den Gast bis an das Ende desselben, wo er an eine Thür klopfte, eintrat, einige Worte sprach und dann die Thür für Jean Charost weiter öffnete. Das Zimmer, in welches er eintrat, war klein, aber reich verziert; es hatte eine Thür, welche zu einem inneren Zimmer zu führen schien; und an einem Tische, worauf vielfarbige Seide lag, die sie nach ihren verschiedenen Schattirungen zu ordnen schien, saß eine

prächtig gekleidete Dame. Sie erhob ihre schönen und hellen Augen ohne einen Blick des Erkennens und anfangs glaubte de Brecy, es müßte eine Versehen vorgegangen sein. Eine gewisse unbestimmte, schattenhafte Aehnlichkeit mit der Agnes Sorel, die er früher gekannt, war sichtbar, aber mit einer seltsamen Verschiedenheit vereint. Es war der geschliffene Diamant, im Vergleiche mit dem, der erst roh aus der Mine gekommen.

Im nächsten Augenblicke aber wurde die Aehnlichkeit plötzlich stärker. Die Erinnerung schien das Gesicht des lieblichen Wesens vor ihm zu erhellen. Sie warf die Seide nieder, stand hastig vom Tische auf und rief mit strahlendem Lächeln:

„Ah, Herr von Brecy! Der Mann gab Euren Namen nicht richtig an.“

Sie war gerade im Begriffe, ihm entgegen zu gehen, aber plötzlich blieb sie stehen und aus irgend einer unerklärten Ursache verbreitete sich ein lebhaftes Erröthen über ihre Wange und ihre Stirn, und im nächsten Augenblicke wurde sie todtenblaß. Sie faßte sich indessen bald, begrüßte ihn sehr freundlich, ließ ihn neben sich niedersitzen und horchte auf Alles, was er ihr zu sagen hatte. Sie antwortete ihm auch mit jedem Zeichen der Theilnahme; aber von Zeit zu Zeit versank sie in tiefes und schweigendes Nachdenken, während dessen ihr Geist davon zu fliegen schien.

„Verzeiht mir, Herr von Brecy," sagte sie endlich, „wenn ich zuweilen unaufmerksam und zerstreut zu sein scheine. Eure plötzliche und unerwartete Ankunft führt mich beständig zu anderen Tagen zurück, ohne mir die Macht des Widerstandes zu lassen — ich weiß nicht, ob ich sie glücklichere Tage nennen soll, obgleich sie in einem Sinne freilich glücklicher waren. Es waren Tage der Hoffnungen und Vorsätze, die leider nicht erfüllt werden sollten. Aber wir lernen harte Lehren in dieser strengen Schule des Lebens, Herr von Brecy. Wir lernen Vieles, wovon wir glaubten, es nimmermehr ertragen zu können; und indem wir beständig Veränderungen und Wechsel sehen, und Alles, was Andere erleben, lernen wir uns ohne Widerstand unserem Schicksale ergeben mit der traurigen Philosophie, den Tag zu genießen, da wir wissen, daß wir nicht die Macht über den morgenden Tag haben. O, welche seltsamen Dinge haben sich zugetragen, seitdem wir Beide uns zuletzt sahen! Der schreckliche Mord des armen Herzogs von Orleans und Euer eigenes unverdientes Leiden bezeichnen jene ferne Zeit wie mit einem Monumente. Zwischen jenem Punkte und diesem ist uns Beiden ohne Zweifel Vieles begegnet, was niemals kann vergessen werden. Aber es ist gut, das Gedächtniß mit starker Hand zu zügeln, damit es nicht zu vergangenen Dingen zurückeilen möge, denn vorwärts liegt der Weg des Men-

schengeschlechts. Nun laßt uns davon reden, was sich für Eure Befreiung thun läßt. Ihr müßt natürlich Seine Hoheit den Dauphin vor seiner Zusammenkunft mit dem Herzoge von Burgund sehen, und ich denke, ich kann dafür einstehen, daß er sich lebhaft für Eure Befreiung bemühen wird. Er ist ein edler und großmüthiger Fürst und wird viel für seine Freunde thun — obgleich er, der Himmel weiß, üble Erfahrungen genug gemacht hat, um ihm den Muth zu benehmen. Nur von Selbstsucht umgeben, die alle Gestalten des bösen Feindes annimmt, der beständig mit der menschlichen Natur Krieg führt, als Ehrgeiz, Habsucht, Bosheit, Verläumdung, Neid, Undankbarkeit — starrt ihm einer von den verhaßten Hydraköpfen mit weitem Rachen entgegen. Ja, Ihr müßt ihn allerdings vor dieser Konferenz sprechen; denn der Himmel weiß, wann wieder eine andere geschehen wird. Man kommt zusammen! Aber wie werden sie auseinandergehen?“

Sie versank wieder in Nachdenken, aber es währte nicht lange; und aufblickend fügte sie hinzu:

„Ich weiß nicht, wie es ist, Herr von Brecy; aber eine gewisse Furcht wegen dieser Konferenz hat sich meiner bemächtigt, und Alle, die sich mir nähern, scheinen sie ebenfalls zu empfinden. Ich kann nicht umhin, mich zu erinnern, daß dieser Mann, der heute hieher kommt, seinen eigenen Vetter ermordet hat,

während er die äußerste Zärtlichkeit für ihn zeigte und Frieden und Freundschaft am Altare gelobte, und ich würde für die Sicherheit des Dauphin besorgt sein, wenn ich nicht wüßte, daß er zwanzigtausend Mann an diesem Orte und in der Nachbarschaft hat, und daß man alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen hat. Ich weiß nicht, was mich so traurig macht. Glaubt Ihr, daß irgend eine Gefahr vorhanden ist?"

„Ich hoffe nicht," versetzte Jean Charost. „Man sagt mir, die beiden Fürsten kommen innerhalb der Barrièren, von einigen ihrer erfahrensten Räthe unterstützt, zusammen, und wenn man gleich dem Herzoge das Schloß überliefert hat, so ist doch die Macht des Dauphin der burgundischen so weit überlegen, daß es Wahnsinn sein würde, einen Ueberfall zu wagen."

„Könnte er nicht insgeheim eine große Macht in das Schloß einführen, die Brücke überfallen und den Dauphin gefangen nehmen?" fragte Agnes.

„Man würde ihn in der Flanke und im Rücken angreifen," versetzte de Brecy, „und ihn sehr bald für seine Verwegenheit bestrafen. Nein, liebes Fräulein, so weit ich urtheilen kann, wird der Dauphin völlig sicher sein. Wenn Ihr es aber wünscht, will ich gehen und weitere Nachforschungen anstellen."

„Nein, nein," entgegnete sie. „Ihr müßt hier bleiben. Die Berathung kann jeden Augenblick zu Ende sein und dann will ich Euch zu Seiner Hoheit

führen, wenn die Sitzung nicht bis nach der Mittagsstunde währt, wo es dann besser wäre, wenn Ihr fortginget und später wiederkämet. Der Herzog, sagt man, wird erst um zwei oder drei Uhr hier sein, aber er hat von Bray aus die Nachricht geschickt, daß er gewiß kommen wird. Ja, ist nicht Frau von Giac im Schlosse? Das ist ein gewisses Zeichen, daß er kommen wird. Nun laßt uns von anderen Dingen reden und unsere Augen wieder zu anderen Tagen wenden. Ich liebe eine ruhige und träumerische Unterhaltung mit der Erinnerung, wenn man Abends am Feuer sitzt und träumerische Schauspiele in leichtem Nebel sich vor den halb geschlossenen Augen im Geiste erheben. Erinnert Ihr Euch jenes Knaben, welcher die Violine so schön spielte? Er ist jetzt der erste Musiker Ihrer Hoheit der Dauphine. Ich wollte, er wäre hier! Er würde mit seiner lieblichen Musik bald alle Furcht und allen Zweifel entfernen."

Jean Charost ging auf ihren Ton ein und die Unterredung wurde länger, als eine Stunde, ruhig und heiter geführt, in dem Agnes Sorel zuweilen zu der gegenwärtigen Lage ihres Gefährten zurückkehrte, aber noch häufiger ihre Gedanken bei der Vergangenheit verweilen ließ, wie Diejenigen es zu thun geneigt sind, die über die Gegenwart oder Zukunft ungewiß sind. Zweimal wendete sie das kleine Stundenglas um, welches auf dem Tische stand; endlich aber sagte sie:

„Es ist vergebens, länger zu warten, Herr von Brecy. Die Mittagsstunde Seiner Hoheit naht sich jetzt. Kommt um zwei Uhr wieder zu mir, und wenn es möglich ist, sucht inzwischen mit Tanneguy du Chatel zu sprechen. Er kann Euch sehr nützlich sein, denn er steht in hoher Gunst bei seinem Prinzen, und überdies ist er redlich und treu, obgleich von etwas heftiger und rauher Rede und unversöhnlich. Aber er ist treu und eifrig für seinen Fürsten, und seltsam genug, er beneidet andere Männer nicht, die sich mit geringerer Treue und Verdienst, als er, zur Macht erheben. Ich will Euch noch nicht Lebewohl sagen, denn wir werden uns bald wieder sehen. Vergeßt nicht, um zwei Uhr wieder zu kommen."

Jean Charost entfernte sich sogleich; als er aber die Treppe hinunter ging, hörte er unten plötzlich eine Thür aufgehen, aus welcher mehrere Personen redend und lachend heraus kamen. In der Halle am Fuße der Treppe fand er zwölf bis funfzehn Personen, die im Begriff waren, auseinander zu gehen. Einige blieben einen Augenblick stehen, um ein Wort zu dem hinzu zu fügen, was vorhergegangen war, Andere eilten auf die Thür zu, durch welche er in das Gebäude eingetreten war. Unter den Ersteren befand sich ein großer, kräftiger Mann, außerordentlich breit in den Schultern, mit einer langen Pfauenfeder an seinem Barett, welcher einen Augenblick am Fuße der

Treppe stehen blieb, um mit einem hageren, alten Manne in schwarzem Gewande zu reden.

Jean Charost war gerade an ihm vorüber gekommen, als er den Diener, mit dem er vorher gesprochen, auf den größeren Mann zugehen sah, als wollte er mit ihm reden; und ehe Jean noch zehn Schritte gethan hatte, hörte er laut seinen Namen aussprechen.

„Herr von Brecy — Herr von Brecy!" sagte die Stimme, und als Jean sich umwendete, bemerkte er, daß der Mann mit der Pfauenfeder ihm folge. Sein Wesen war rasch und entschieden und nicht ganz angenehm; doch hatte er eine Offenheit an sich, die man häufig bei Männern von kühnem und entschlossenem Geiste findet, während sie keine große Zartheit oder Delikatesse des Gefühls besitzen.

„Dieser Brief von de Royans kommt in einem sehr geschäftigen Augenblicke," sagte er; „doch Euer Geschäft fordert unmittelbare Aufmerksamkeit. Ich bin der Seigneur du Chatel. Kommt in mein Haus und speist mit mir zu Mittag. Wir wollen die Sache beim Essen besprechen. Wir haben keine Zeit zu Ceremonien."

Während er sprach, faßte er Jean Charost's Arm, als wäre er ein alter Freund gewesen, und zog ihn mit starken Schritten zu dem Hause fort, wo er an dem Morgen schon einmal nach ihm gefragt.

Unterwegs fragte er, was er in der Angelegenheit in Betreff seines Lösegeldes gethan habe, und als er hörte, daß er Mademoiselle de St. Geran besucht und sie für seine Sache interessirt habe, rief er:

„Das war das Beste, was Ihr thun konntet. Ich würde Euch nicht so gut dienen können, wie sie es kann. Seid Ihr ein alter Freund von ihr?“

„Ich kannte sie, als sie noch ein ganz junges Mädchen war,“ antwortete Jean Charost.

Du Chatel schien seine Antwort kaum zu hören, denn gleich Agnes Sorel verfiel er an dem Tage häufig in tiefes Nachdenken und erwachte erst aus der Träumerei, in die er verfallen war, als sie die Thür seiner Wohnung erreichten. Als sie dann die Stufen hinauf stiegen, brach er in die Worte aus:

„Sie kann thun, was sie will. Zum Glück will sie immer, was zum Wohle Frankreichs dient. — Laßt mich sehen —“. Dann fügte er zu einem Diener gewendet hinzu: „Das Mittagessen — augenblicklich! Sage Marivaulx, er soll meine Rüstung in Bereitschaft halten. — Kommt, de Brecy, ich will Alles, was ich kann, für Euch thun. Aber das ist nur, Euch mit dem Dauphin bekannt zu machen, und es muß hastig geschehen. Die schöne Agnes muß Eure Fürsprecherin bei ihm sein, obgleich ich denke, es werden nicht viele Bitten nöthig sein.“

Während er sprach, trat er in ein kleines Zim-

mer zur Rechten des Einganges, wo ein kleiner Tisch gedeckt stand, wie zum Mittagessen einer einzigen Person; und sich auf einen Stuhl werfend, deutete er auf einen anderen und sagte:

„Wenn diese Konferenz gut endet, denke ich, kann kein Zweifel an Eurem glücklichen Erfolge sein.“

„Ich hoffe, sie wird gut enden,“ sagte Jean Charost. „Ist irgend ein Grund vorhanden, es anders zu erwarten?“

„Hm!“ rief Tanneguy du Chatel. „Das wird gänzlich von dem Herzog von Burgund abhängen. Er ist aufgeblasen und unverschämt, und der Dauphin hat auch einen lebhaften Geist. Es wäre gut für ihn, keine so kühnen Worte anzuwenden, wie er in der letzten Zeit gebraucht hat. Wir alle meinen es gut und redlich mit ihm; wenn er aber seine Flügel ausbreitet, wie er es in der letzten Zeit gethan, möchte er mit versengten Federn zurückkehren, und dann, mein guter Freund, würde Euer Gesuch fehlschlagen. — Ah! hier kommt die Suppe. Eßt, eßt; denn wir müssen schnell sein. — Es muß seltsam sein,“ fuhr er fort, nachdem er die Suppe gegessen hatte, „es muß seltsam sein, mit dem Bewußtsein in der Welt umher zu wandern, daß Jedermann im ganzen Lande glaubt, daß unser Tod zur Rettung Frankreichs dienen würde! Mir würde der Gedanke nicht gefallen. — Hier, Wein! Bursche, gieb mir Wein. — Gott gebe,

daß dies Alles endet! Wenn der Herzog von Burgund nur vernünftig sein, einen kleinen Theil seines Ehrgeizes dem Wohle seines Vaterlandes aufopfern, seine Versprechungen erfüllen und sich erinnern will, daß er ein Unterthan und ein Franzose ist, so können wir vielleicht wieder glänzende und glückliche Tage sehen und diese Insulaner aus dem Lande vertreiben. Wenn nicht, so stehen wir noch immer auf dem alten Punkte."

„Ich hoffe, er wird nachgeben," antwortete Jean Charost; „doch er ist ein strenger, unbeugsamer Geist, wie ich selber erfahren habe."

„Ha! hat er sich auch als Euer Feind gezeigt?" fragte du Chatel.

„Das nicht gerade," antwortete Jean Charost. „Vor langer Zeit machte er mir glänzende Anerbietungen, wenn ich in seine Dienste treten wollte; aber es war mehr eine Beleidigung, als ein Kompliment, denn er hatte eben meinen edlen Herrn, den Herzog von Orleans, ermorden lassen."

Du Chatel biß seine Zähne zusammen.

„Ah! der Schurke!" rief er. „Das ist eine Rechnung, die noch abzuschließen ist. — Aber Ihr müßt ihm vorher auf irgend eine Weise gedient haben. Johann von Burgund ist kein Mann, der sich ohne selbstsüchtige Beweggründe um die Gunst irgend eines Menschen bemühen sollte."

„Ich habe selber oft darüber nachgedacht, welches wohl sein Beweggrund sein mochte,“ versetzte Jean Charost lächelnd, „doch habe ich nie eine Veranlassung entdecken können, außer den Worten eines Astrologen in Pithiviers, der ihm sagte, ich würde bei seinem Tode zugegen sein und versuchen, ihn zu verhindern.“

„Der Himmel gebe, daß die Prophezeiung bald erfüllt werden möge!“ rief Tanneguy du Chatel lachend. „Neulich in Troyes hätte ich ihn gern mit meinem Schwerte durchbohrt; aber ich dachte, es würde kaum höflich sein, in seinem eigenen Hause, wo wir zusammen aßen. Wenn ich ihn aber Lanze gegen Lanze im Felde treffe, denke ich, würde der Eine oder der Andere von uns später nicht weit mehr reiten.“

„Soll ich Euch noch mehr Wein geben, gnädiger Herr?“ fragte ein Page, mit der Flasche sich nähernd.

„Nein,“ versetzte sein Herr; „ich bin schon erhitzt genug. — Trage die Schüssel weg. Was giebt's weiter zum Mittagessen?“

Ein Mann trat ein, während er sprach, und sagte in leisem Tone:

„Der Herzog ist auf dem Wege, gnädiger Herr.“

„Laßt ihn kommen,“ versetzte du Chatel. „Wir sind bereit für ihn.“

„Vielleicht wird er nicht weiter kommen,“ sagte der Mann, „denn Antoine de Thoulongeon und Jean

d'Ermay haben die Barrikaden auf der Brücke mit etwas finsteren Gesichtern untersucht und sind dann ihrem Herrn, dem Herzoge, entgegengeritten."

„Dann mag er wegbleiben," antwortete du Chatel plötzlich. „Wir meinen es nicht böse mit ihm. Man hat ihm genug gute Worte gegeben. Sein eigenes Gewissen macht ihn furchtsam, hieher zu kommen. — Hier ist der Hase, de Brecy. Trinkt ein wenig Wein, trinkt ein wenig Wein — Ihr könnt schon eher trinken, als ich. Bei meinem Leben! bei Azincourt verloret Ihr Blut genug, um Euch still und ruhig zu machen."

Als das kurze, frugale Mittagsmahl zu Ende war, sprang Tanneguy du Chatel auf und sagte:

„Ich muß gehen und meine Rüstung anlegen. Eilt Ihr zu der bewußten schönen Dame zurück und wartet bei ihr, bis Ihr von mir höret, wenn nicht vielleicht der Dauphin herein kommt und Eure Sache entschieden wird. Wenn nicht, will ich Euch ihm vor dieser Konferenz vorstellen, in der Hoffnung, daß die Sache gut ausfallen und günstige Bedingungen zum Wohle Frankreichs festgesetzt werden mögen. Ich weiß nicht, was mir heute ist, ich fühle mich wie von einem neuen Geiste belebt. — Nun, ich will meine Rüstung anlegen."

Hierauf verließ er das Zimmer und Jean Charost kehrte in die Abtei zurück, wo er eine Zeit

lang aufgehalten wurde, ehe er bei Agnes Sorel Audienz erhielt.

Als er endlich eingelassen wurde, fand er sie mit verschlungenen Armen neben einer anderen Dame sitzend, die etwas jünger als sie und auch sehr schön war. Keine von Beiden stand auf, als Jean Charost eintrat; aber Agnes nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Dies ist Herr von Brecy, von dem ich mit Ihrer Hoheit gesprochen. Herr von Brecy, ich stelle Euch der Dauphine vor.“

Es ist kaum nöthig zu erwähnen, daß Jean Charost sehr überrascht und verlegen war; denn der Verdacht Anderer hatte auch in ihm Verdacht erregt, den er jetzt für irrthümlich hielt. Er zollte indessen der Dauphine alle schuldige Ehrerbietung und unterhielt sich beinahe eine Stunde mit ihr und der schönen Agnes, die Beide die Ankunft des Dauphin ängstlich zu erwarten schienen. Der Theil des Hauses, wo sie sich befanden, war sehr ruhig; aber man hörte dort deutlicher, was draußen, als was in der Stadt geschah. Man vernahm ein Geräusch, gleich den Hufschlägen vieler Pferde, und die Dauphine sah Agnes ängstlich an.

„Was ist es? Könnt Ihr es sehen, Herr von Brecy?“ fragte die Letztere, und Jean Charost eilte zum Fenster.

„Eine große Reiterabtheilung,“ antwortete er. „Ich denke, es sind vier- bis fünfhundert Mann.“

„Es ist der Herzog!“ rief die Dauphine. „Theuerste Agnes, seid Ihr gewiß, daß keine Gefahr vorhanden ist? Erinnert Euch des Herzogs von Orleans.“

„Wohl wahr, Ihre Hoheit,“ versetzte Agnes; „aber er war beinahe allein. Seine Hoheit hat zwanzigtausend Mann um sich.“

Die Dauphine schlug gedankenvoll die Augen nieder und im nächsten Augenblicke trat einer von den Offizianten des Hofes herein und sagte:

„Herr von Brecy, der Seigneur du Chatel wünscht unten mit Euch zu reden.“

Neuntes Kapitel.

Als Jean Charost am Fuße der großen Treppe ankam, fand er unten Alles im Zustande großer Eile und Verwirrung. Eine Menge Personen ging hinaus und stattliche Gestalten, glänzende Waffen und schwankende Federbüsche zogen wie ein Strom durch den Korridor dahin. Am Fuße der Treppe stand Tanneguy du Chatel in vollständiger Rüstung, seinen rechten Fuß auf die erste Stufe gestellt, das Ende einer kleinen Streitaxt auf seinem Knie und seine Hand auf der Klinge der Waffe ruhend, sein Visir war aufgeschlagen und der Ausdruck seines Gesichts lebhaft und ungeduldig.

„Schnell, schnell, de Brecy!" sagte er. „Der Prinz ist schon vorausgegangen. Wir müssen ihn einholen, ehe die Konferenz beginnt, wenn es Euch gelingen soll."

„Ich bin bereit," sagte der junge Mann. Und

weiter eilten sie, ein wenig verhindert durch die Anzahl von Dienern und Edelleuten des Hofes, die dem Dauphin bereits zu der Brücke über die Seine folgten. Endlich kamen sie aus der Abtei und machten dann schnellere Fortschritte auf der offenen Straße. Dennoch holten sie den Prinzen und die umgebende Gruppe nicht eher ein, als bis er das Ende der hohen Brücke erreichte, wo man die Barrièren errichtet hatte. Auf dem freien Raume zu beiden Seiten der Brücke zwischen den Häusern und dem Wasser waren eine starke Reiterabtheilung und zwei große Kompagnien Bogenschützen aufgestellt. Ein Herold und ein Marschall hielten den Weg für den Prinzen und seinen Zug frei, und Niemand zeigte sich auf der Brücke selbst, als zwei Männer, die an jeder der vier Barrièren aufgestellt waren, um die Thore für die verschiedenen Abtheilungen zu öffnen und zu schließen. An der entgegengesetzten Seite des Flusses sah man das alte Schloß mit seinen Außenwerken, die ganz bis zu der Brücke hinuntergingen; aber Niemand war dort zu sehen, als einige Soldaten auf den Wällen.

„Hier ist Herr von Brecy, königlicher Herr," sagte Tanneguy du Chatel, sich dem Dauphin nähernd, der ein großer, graziöser und schmächtig gebauter junger Mann war, „der bei der Schlacht von Azincourt gefangen genommen worden, von dem ich mit Eurer Hoheit gesprochen, sowie auch Eure königliche Ge-

mahlin und das Fräulein von St. Geran gethan."

Der Dauphin wendete sich halb um, warf einen Blick auf Jean Charost und sagte:

„Bringt ihn mit Euch, du Chatel. Wir wollen innerhalb der Barrièren mit ihm reden; denn nach Allem, was ich sehe, scheint mein edler Vetter von Burgund mich warten lassen zu wollen."

So redend ging der Dauphin mit zwei oder drei Personen vorüber, nachdem man die Barrière erhoben, um ihn einzulassen. Der Mann, der den Eingang bewachte, schien zu zaudern, als er Jean Charost in seinem Mönchsgewande erblickte, aber du Chatel rief heftig:

„Der Baron von Brecy. Laßt ihn durch — ich bürge für ihn."

Die zweite Barrière wurde von dem Dauphin und seinen unmittelbaren Begleitern eben so wie die erste überschritten, aber eine Anzahl von dem Gefolge blieb nach den früher erhaltenen Befehlen zwischen den beiden Barrièren zurück. Der Wächter an der zweiten Barrière machte noch größere Schwierigkeiten, als der erste, Jean Charost durchzulassen, und erst als der Dauphin selber seinen Kopf umwendete und sagte: „Laßt ihn eintreten," wurde der Schlagbaum geöffnet.

Quer über die Mitte der Brücke war eine leichte Barrière gezogen und auf dem Raume zwischen dieser

und der zweiten stand ein kleiner Pavillon, mit rothem Seidenzeuge geschmückt und mit einem Stuhle für den Prinzen versehen. Er näherte sich sogleich demselben und setzte sich nieder; die, welche ihn begleitet hatten und etwa zwei- oder dreiundzwanzig betrugen, sammelten sich um ihn und es schien eine lebhafte Unterredung vorzugehen. Tanneguy du Chatel mischte sich unter die Uebrigen und näherte sich dem Dauphin; aber Jean Charost blieb am äußersten Rande der Gruppe unbeachtet und scheinbar vergessen stehen.

Einer von den Gegenwärtigen sprach etwas von der Unverschämtheit, Seine Hoheit warten zu lassen, und darauf antwortete du Chatel in unbefangenem Tone:

„Keine Unverschämtheit vielleicht, sondern wahrscheinlich nur Argwohn und Furcht.“

„Wir haben nichts Böses gegen ihn im Sinne,“ sagte der Dauphin. „Wir wollen ihn mit aller Freundschaft umarmen, mag er nur seine Versprechungen halten. Vielleicht weiß er nicht, daß wir hier sind. Geht und ruft ihn, du Chatel.“

Ohne zu antworten, eilte Tanneguy du Chatel fort, sprang, gerüstet wie er war, über die Barrière in der Mitte der Brücke, ging durch die anderen beiden Barrièren nach dem Schlosse zu und verschwand unter dem Bogen des Thores.

Die Augen der meisten Gegenwärtigen waren nach jener Richtung gewendet; aber der Dauphin sah

sich mit nachlässiger Miene um, als suche er Etwas, womit er sich die Zeit vertreiben könne; und als er Jean Charost erblickte, winkte er ihm, näher zu kommen.

„Es ist mir lieb, Euch zu sehen, Herr von Brecy," sagte er. „Man sagt mir, Ihr habt einen Brief von meinem Vetter von Orleans an mich. Wenn ich mich recht erinnere, waret Ihr der Sekretair seines Vaters, meines Oheims, der so schmachvoll gemordet wurde?"

„Das war ich, Eure Hoheit," versetzte Jean Charost. „Erlaubt mir, Euch den Brief des jungen Herzogs zu überreichen."

Der Dauphin nahm ihn, erbrach aber das Siegel nicht, und sagte:

„Ich bin tief bekümmert wegen der langen Gefangenschaft meines guten Vetters; und wenn wir diesen trotzigen Herzog von Burgund irgend zu vernünftigen Bedingungen der Uebereinkunft bewegen können, zweifle ich nicht, daß wir im Stande sein werden, einen ehrenvollen Frieden mit England zu schließen, in welchem Falle seine und Eure Freilassung ausbedungen werden soll; denn man sagt mir, Herr von Brecy, daß Ihr uns gut gedient und bei Azincourt viel gelitten habt, daß aber Eure edle Aufopferung für meinen gemordeten Oheim Euch beinahe Euer eigenes Leben gekostet hätte. Ihr könnt Euch versichert halten, daß Ihr erwähnt werden sollt."

Jean Charost urtheilte richtig, von wem der Prinz seine Nachricht habe, und er sprach seinen Dank aus, als einige von denen, die umherstanden, ausriefen:

„Der Herzog kommt, Eure Hoheit!“

„Ein wenig spät,“ sagte der junge Prinz mit finsterem Blicke; „aber es ist besser, als wenn er gar nicht gekommen wäre. — Nun, es gehe Jemand von Euch und mache die Honneurs.“

Mit diesen Worten stand er auf, näherte sich langsam der Barrière auf der Brücke, lehnte sich darauf und kreuzte seine Arme über die Brust.

Inzwischen sah man eine kleine Gruppe, die aus zehn oder zwölf Personen bestand, von den Thoren des Schlosses herkommen. Bei der ersten Barrière hielten sie an und es schien eine kurze Berathung stattzufinden, in deren Verlauf sechs oder sieben Edelleute zu ihnen kamen, die den Dauphin auf seinen Befehl verlassen hatten. Dann gingen sie wieder weiter, aber ein wenig voraus kam Tanneguy du Chatel mit raschem Schritte und geröthetem Gesichte.

„Dieser Mann ist sehr kühn, mein Prinz,“ sagte er in leisem Tone. „Gebe Gott, daß seine Blicke und Worte hier demüthiger sein mögen; denn ich weiß nicht, wie irgend Einer von uns es ertragen wird.“

„Kehrt zurück und führt ihn weiter,“ sagte der Dauphin. „Er soll einige Wahrheiten hören, die er vielleicht lange nicht gehört hat. Seid ruhig, du

Chatel, und laßt mich mit ihm verhandeln. Ich werde seiner nicht schonen."

Die Begierde, die auffallende Scene mit anzusehen, hatte Jean Charost zu der Zeit, als Tanneguy du Chatel wieder dem Herzoge von Burgund entgegenging, fast dicht an die Barrière geführt. Jener Fürst war jetzt, seiner Begleitung ein wenig voraus, leicht zu unterscheiden, und Jean Charost bemerkte, daß er sich sehr verändert hatte, seitdem er ihn zuletzt gesehen. Obgleich noch immer ein starker und thätiger Mann, sah er viel älter aus und tiefe Linien waren auf seiner Wange und seiner Stirn. Anfangs waren seine Augen auf den Dauphin gerichtet, der sich noch, ohne die geringste Bewegung, über die Barrière lehnte; als er aber näher kam, blickte der Herzog zur Rechten und zur Linken, überschaute die Begleiter des Dauphin und ließ, als er etwa zehn Schritte von der Barrière entfernt war, seine Augen fest und forschend auf Jean Charost's Gesichte ruhen. Im ersten Augenblicke schien ihn der Anblick bedenklich zu machen; dann aber zeigte er einen Ausdruck des Erkennens in seinem Gesichte und im nächsten Augenblicke wurde er todtenblaß.

Sein Schritt und seine Miene verriethen ein kurzes Zaudern; aber er faßte sich sogleich, ging gerade auf den Dauphin zu, beugte ein Knie vor ihm und warf sein gewichtiges Schwert mit der linken Hand zurück.

Einen Augenblick bewegte sich der Dauphin nicht und sprach nicht, sondern sah den Herzog mit finsterer und drohender Stirn an.

„Nun, Vetter von Burgund,“ sagte er endlich, ohne ihn aufzufordern aufzustehen, „seid Ihr endlich gekommen? Ich dachte, Ihr würdet jetzt, wie in anderen Fällen, Euer Versprechen verletzen.“

„Ich habe keine Versprechungen verletzt, Karl von Frankreich,“ versetzte der Herzog in gleich heftigem Tone.

„Der Himmel ist Zeuge, daß Ihr es gethan,“ antwortete der Dauphin. „Versprachet Ihr nicht, den Krieg einzustellen? Versprachet Ihr nicht, Eure Besatzungen aus fünf Städten zurückzuziehen, wo sie noch sind?“

Des Herzogs Gesicht wurde roth, seine Augen funkelten und seine Brauen zogen sich zusammen. Was er antwortete, konnte Jean Charost nicht hören; als er aber einen Herrn dicht neben dem Dauphin mit der Hand nach dem Dolche greifen sah, faßte er dessen Arm und flüsterte ihm zu:

„Haltet ein! haltet ein!“

In demselben Augenblicke faßte einer von den Leuten des Dauphin, der dem Herzog von Burgund entgegengegangen war, diesen beim Arme und sagte:

„Steht auf, Herr! steht auf! Ihr seid zu ehrenvoll, um hier zu knieen.“

Ob der Herzog ihn hörte und mißverstand, weiß

ich nicht; aber er wendete sich hastig und mit wildem Blicke zu ihm um, und entweder von hochmüthigem Geiste bewegt, oder um leichter aufzustehen, fuhr er mit der rechten Hand nach dem Griffe seines Schwertes, und Robert de Loire rief mit Donnerstimme:

„Wagt Ihr in Gegenwart unseres Herrn, des Dauphin, die Hand an Euer Schwert zu legen?"

„Es ist Zeit, daß dies aufhöre," rief Tanneguy du Chatel, indem sein ganzes Gesicht sich entflammte und seine Augen Feuer sprühten. In demselben Augenblicke versetzte er dem Herzoge einen Schlag mit der Axt, die er in der Hand hielt.

Burgund fuhr empor und zog sein Schwert halb aus der Scheide; aber ein zweiter Schlag machte, daß er wieder auf die Knie sank, und ein dritter warf ihn der Länge nach zu Boden. Oliver de Bayet sprang auf ihn und stieß ihm sein Schwert durch den Leib. In demselben Augenblicke fand in einiger Entfernung ein Kampf zwischen einem der Begleiter des Herzogs und einigen von den Leuten des Dauphin statt, und Jean Charost sah einen Mann fallen, aber Alles war verwirrt und undeutlich.

Entsetzen, Ueberraschung und die Anstrengung, alle Folgen zu überdenken, welche diese entsetzliche That für Frankreich, für England und für ihn selber haben könne, verwirrte und betäubte ihn. Alles ging wie in einem Traume in rascher Undeutlichkeit vor sich,

und daß der Herzog von Burgund zu den Füßen des Dauphin getödtet worden, war Alles, wofür sein Geist in dem Augenblicke Raum hatte.

Im nächsten Augenblicke rief eine Stimme:

„Seht nach dem Dauphin! Seht nach dem Dauphin!“ Und Jean Charost sah ihn todtenblaß und mit halb geschlossenen Augen von der Barrière zurückschwanken.

Ohne Zweifel hatten viele der Gegenwärtigen ein solches Ereigniß, wie dort stattgefunden hatte, für möglich gehalten, ohne die bestimmte Absicht zu haben, es herbeizuführen, oder Antheil daran zu nehmen. Die allgemeine Erwartung hat zuweilen etwas Prophetisches, und die warnende Stimme, die Viele während des ganzen Morgens so ernst und gedankenvoll gemacht hatte, mußte auch von den Theilnehmern an der schrecklichen Scene gehört worden sein. Aber Eins ist gewiß, denn die ganze Geschichte jener Zeit läßt keinen Zweifel an der Thatsache übrig, daß der Dauphin selber weder thätigen Antheil an dem Tode seines Vetters genommen, noch sich auf eine Verschwörung zu diesem Zwecke eingelassen. Man trug ihn ohnmächtig zu dem kleinen Pavillon zurück, welcher für ihn errichtet worden, und führte ihn von dort in tiefem Schweigen zu der Abtei, während sein Gefolge sich der unmittelbaren Begleiter des Herzogs von Burgund versicherte und die Soldaten, die sich auf

die Brücke drängten, das Schloß selber mit einem Angriffe bedrohten.

Jean Charost zog sich mit traurigem Herzen von der Scene zurück. Seine Hoffnungen waren vereitelt — sein Schicksal schien besiegelt; aber obgleich er alle diese Bitterkeit empfand, fühlte er doch mehr Trostlosigkeit bei dem Gedanken an das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes. Persönlicher Wetteifer, selbstsüchtiger Ehrgeiz, Gier nach Macht und Reichthum, undisciplinirte Tapferkeit, ungebändigter Trotz, Alles drängte es bis an den Rand des Abgrundes, von welchem es nur ein Wunder erretten zu können schien. Die Gefühle, die seine Brust in dem Augenblicke erfüllten, waren sehr ähnlich denen, die ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber ausspricht, wenn er sagt:

„Nur dieses Ereigniß erzählen zu hören, ist so traurig und kläglich, wie man es sich nur denken kann, und ganz besonders müssen die Herzen aller edlen und getreuen Männer, die in dem Königreiche Frankreich geboren sind, von Traurigkeit und Schaam erfüllt werden, wenn sie die von so edlem Blute, wie das der Lilien, und so nahe verwandt, einander vernichten und eben jenes Königreich, in Folge der eben erwähnten und anderer vorhergegangener Thatsachen, in die Gefahr versetzt sehen, unter einen neuen Herrn zu gerathen und gänzlich dem Untergange zu verfallen.“

Zehntes Kapitel.

Bei einem Zeitraume ohne Handlung, nur bezeichnet durch den Wechsel von Tag und Nacht, selbst in dem Leben einer Person, an der wir einiges Interesse nehmen, zu verweilen, würde fast eben so einförmig sein, wie die genaue Beschreibung des Umdrehens eines Schleifsteines. Wir haben es nicht mit den bedeutungslosen Ereignissen der Geschichte — nicht mit den Flächen auf dem Wege des Lebens zu thun. Wir setzen uns nicht hin, um einen Schlummer zu beschreiben oder einen Fischteich zu schildern.

Es begegnete Jean Charost während seines noch übrigen Aufenthalts in Frankreich wenig, was des Erzählens werth wäre und was nicht später erwähnt werden wird. Wir wollen daher die Scene verändern, die Phantasie ihre Flügel entfalten lassen und drei Jahre voraus zu einem Orte in einem anderen Königreiche eilen.

Ein altes Haus oder Palast stand in der Nähe der City von London dicht an den Ufern der Themse. Jetzt lebende Menschen erinnern sich eines Theils desselben, der von kleineren Wohnungen dicht umgeben war. Zu der Zeit unserer Geschichte war es ganz von Gärten umgeben, die sich weit und angenehm bis an's Wasser erstreckten, obgleich nur schmal zwischen dem Palaste selber und der Mauer, welche ihn von der großen Strandstraße trennte, die von dem Templethore der City zu dem Dorfe Charing führte.

An einigen Theilen mit zierlicher Bildhauerarbeit versehen, an anderen einfach und strenge, vereinte der alte Savoyenpalast die Baukunst verschiedener Jahrhunderte. Er diente zu vielfachen Zwecken — zuweilen als Schauplatz heiterer Belustigungen, zuweilen als Zeugen der Thränen der Gefangenen. Ein halbes Jahrhundert vorher hatte der König Johann von Frankreich während seiner Gefangenschaft in England dort gewohnt, und seit jener Zeit hatte man es größtentheils als ein ehrenvolles Gefängniß für fremde Feinde benutzt, welche das wechselnde Kriegsglück in Fesseln nach England geführt.

In der Mitte der erwähnten Mauer stand ein großes Thor, welches längst abgebrochen worden oder vielleicht ohne die Hilfe der Menschen eingestürzt ist. Dieses Thor hatte zwei große Thürme, jeder von drei Stockwerken, welche ihren Bewohnern für die dama=

lige Zeit bequeme Zimmer gewährten. Sie waren geräumig und von ganz angenehmem Aussehen. Der eine dieser Thürme war für die Wächter des Palastes und ihre Familien bestimmt, während der andere zu verschiedenen Zeiten eine große Menge verschiedener Bewohner, zuweilen Fürsten, zuweilen Gefangene, zuweilen Flüchtlinge enthielt, wovon einige nur wenige Tage, andere ihre halbe Lebenszeit dort zubrachten. Die steinernen Mauern waren dicht mit Namen bedeckt, einige mit Kreide, andere mit Dinte geschrieben, und unter diesen befanden sich die Namen einiger Personen von der Begleitung des unglücklichen Königs Johann, welche mehrere Jahre dort zugebracht.

Es war in jenen Tagen ein heiteres Gebäude. Nichts verdunkelte die Aussicht oder verbarg den Sonnenschein, und der lächelnde Garten, der schimmernde Fluß oder die lebhafte Straße war aus den Fenstern des Palastes zu sehen.

In einem Zimmer im ersten Stocke des östlichen Thurmes sehen wir Jean Charost wieder vor uns. Monterreau's blutbefleckte Brücke, der Dauphin, die Mörder und der sterbende Herzog von Burgund sind vom Schauplatze verschwunden und es sind nur zwei Frauen bei ihm — ja, ich kann sie Frauen nennen, obgleich sie an Alter sehr verschieden sind. Die eine ist im silberhaarigen Greisenalter des Lebens, die an-

dere in der ersten Blüthe — die verwelkte Blume und die Knospe.

Sie saßen um einen kleinen Tisch und hatten offenbar lebhaft gesprochen. Frau von Brecy's Augen zeigten Thränenspuren und die des jungen Mädchens waren auf Jean Charost's Gesicht gerichtet und schienen ihn lebhaft anzuflehen.

„Vergebens, liebe Mutter, vergebens!“ sagte Jean Charost. „Mein Entschluß ist so fest wie immer. Jacques Coeur ist großmüthig, aber ich kann mir keine solche Verbindlichkeit auferlegen, und bei dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs eine solche Summe selbst unter den günstigsten Bedingungen aufzunehmen, würde Euch nur den dritten Theil Eures ganzen Einkommens lassen. Diese Gefangenschaft ist freilich sehr lästig für mich, und hier ein Jahr nach dem andern hinzubringen, während Frankreich zerstückelt und verwüstet wird und man seine Städte zu Schlachthäusern macht, verdoppelt die Last der Zeit, drückt meinen leichten Geist nieder und nimmt mir fast alle Hoffnung und Erwartung. Dennoch will ich das Schicksal zweier so theuren Wesen wie Ihr nicht dem Zufalle überlassen. Ihr sagt, ich soll mich an Lord Willoughby wenden. Ich habe es gethan, aber vergebens. Er läßt mir, wie Ihr wißt, alle mögliche Freiheit — er läßt es nicht an Freundlichkeit oder Höflichkeit fehlen. Aber in einem Punkte ist er un-

beugsam und wir Alle fühlen und wissen, daß er von einer Macht beherrscht wird, welcher er gehorchen muß. Es ist eben so mit Anderen, welche Gefangene von Bedeutung haben. Sie können sie nicht gegen mäßiges Lösegeld freilassen, wenn gleich die Regeln der Ritterschaft es so bestimmen."

„Lord Willoughby scheint ein gütiger Mann zu sein, Jean," sagte das junge Mädchen, ihm noch in's Gesicht blickend. „Er sprach milde und gutmüthig mit mir."

„Ja, aber Milde und Gutmüthigkeit, liebe Agnes," entgegnete Jean Charost, „werden einen Mann noch nicht bewegen, den Befehlen seines Monarchen ungehorsam zu sein. Noch ein Monat und ich bin sieben lange Jahre gefangen gewesen. Ja, Agnes, mein Haar wird grau, während das Deine jede Stunde dunkler wird. Ich erinnere mich noch, wie Deine Locken dem Sonnenscheine auf dem Hügel glichen, und jetzt ist ein Rabenflügel kaum schwärzer."

„Ah! ich sah kürzlich ein graues Haar in der Locke an Deiner Schläfe," sagte das Mädchen lachend. „Du wirst bald ein weißköpfiger alter Mann sein, Jean, wenn Du widersetzlich hier bleibst, während unsere liebe Mutter Alles verkaufen will, um Dich in Freiheit zu setzen — obgleich ich denke, daß Du ein wenig jünger geworden bist, seitdem wir hier sind. Wir sind jetzt ein Jahr bei Dir in diesem entsetzlichen

Lande, und ich denke, Du siehst um ein Jahr jünger aus.“

Jean Charost lächelte und sagte:

„Gewiß ist das der Fall, sonst müßte mir ja die Sonne vergebens scheinen.“

„Nun, ich will ausgehen, um noch mehr Sonnenschein zu suchen,“ sagte das Mädchen. „Ich will am Ufer des Flusses dahin wandern und in der Blackfriarskirche ein Ave beten. Dann werde ich vielleicht in die Kirche der Templer gehen und die Gräber der alten Ritter mit ihren gekreuzten Füßen und ihren halbgezogenen Schwertern besuchen; und dann werde ich wieder zurückkommen, denn die Zeit des Mittagessens wird da sein. Lebe wohl bis dahin.“

Sie ging mit leichtem Schritte die Treppe hinab und dann langsam und gedankenvoll die Straße hinunter, während Jean Charost ihr aus dem Fenster nachsah.

Agnes ging aber nicht weit mit so langsamen Schritten. Sobald sie von dem Thurme des Palastes aus nicht mehr zu sehen war, eilte sie mit großer Schnelligkeit weiter, auf einem schmalen Wege zwischen zwei Feldern und an dem Hause des Bischofs von Lincoln vorüber, ohne bei der duftenden Rosenhecke zu verweilen, und blieb dann vor einem damals neuen Hause stehen, welches mit vielen Thürm-

chen versehen war, und über dessen Thor das Wappen des Hauses Willoughby an einer Lanze hing.

Ein weißhaariger Greis saß auf der steinernen Bank unter dem Thorwege und ein Soldat schritt auf einer vorspringenden Gallerie vor dem Gebäude auf und ab. Ein Page, der mit einer Katze spielte, war weiterhin unter dem Bogen in dem blauen Schatten zu sehen und zwei oder drei Männer trieben sich auf dem Hofplatze auf der Seite umher, wo die warme Sommersonne sie nicht erreichen konnte.

Agnes blieb vor dem Portier stehen und fragte, ob sie mit dem Lord Willoughby sprechen könne.

„Ohne Zweifel,“ sagte der Mann, „wenn er nicht gerade seinen Vormittagsschlaf hält, und das kann kaum sein, denn der alte Thomas von Erpingham war bei ihm und die liebliche Stimme des würdigen, schwerhörigen Ritters hätte fast die Todten erwecken können, besonders als er von Azincourt sprach. Geh' zu unserem Herrn, Knabe, und sage ihm, ein junges Mädchen wünsche ihn zu sprechen. Ach! ich erinnere mich der Zeit, wo diese Nachricht eine schnelle Antwort verschafft haben würde; aber ach! schöne Dame, wir werden langsam, so wie wir alt werden. Setzt Euch zu mir nieder, bis der Page zurückkehrt, die frechen Burschen im Hofe werden nicht darüber zu spötteln wagen.“

Agnes setzte sich nieder; doch hatte sie noch nicht

lange gewartet, als der Knabe zurückkehrte und sie durch einen langen Gang zu einem Zimmer im unteren Stocke führte, wo sie den alten Herrn beschäftigt fand, mit einiger Schwierigkeit einen Brief zu schreiben. Er sah sich kaum um, setzte seine Beschäftigung fort und sagte:

„Was gibt's, mein Kind? Der Knabe sagt mir, Ihr wünscht mit mir zu reden."

„Ich werde warten, bis Ihr Zeit habt, mein guter Lord," versetzte Agnes, ein wenig hinter ihm stehend. Aber der Greis stutzte bei der Stimme und sah sich nach ihr um.

„Ah!" rief er, „meine kleine französische Dame, seid Ihr es? Es ist seltsam, Euer Gesicht erinnert mich immer an eine andere Person und so auch Eure Sprache. Indessen hat man keine Zeit im Leben, an solche Dinge zu denken. Setzt Euch nieder — setzt Euch einen Augenblick nieder. Ich werde bald diesen Brief vollendet haben. Ich wollte, er wäre im Feuer! Ich habe nur noch eine Zeile hinzuzufügen."

Er brauchte aber beinahe eine Viertelstunde, um diese Zeile zu schreiben. Agnes saß stumm und gedankenvoll da, sah ihm in's Gesicht und suchte aus jeder Linie desselben Folgerungen zu ziehen. Es war ein redliches altenglisches Gesicht mit einem Ausdrucke biederer Gutmüthigkeit, einiger Wunderlichkeit und

vieler Höflichkeit, und das junge Mädchen zog günstige Schlüsse daraus, ehe sie ihre Träumerei beendete.

Endlich war der Brief vollendet, zusammengelegt, versiegelt und abgeschickt. Dann wendete sich der alte Krieger zu Agnes, faßte ihre Hände und sagte:

„Es ist mir lieb, Euch bei mir zu sehen, meine Liebe. Was wünscht Ihr von mir? Euer Freund im Savoyenpalaste — Euer Vater, Bruder oder Gatte, was er sein mag — ist doch hoffentlich nicht krank?"

„Sehr krank," versetzte Agnes in ruhigem und mildem Tone.

„Ha!" rief der alte Lord. „Wie so? Was ist ihm denn?"

„Er ist krank am Herzen, Mylord, unruhig und fieberhaft vor Verlangen, in sein Vaterland zurückzukehren."

„Kleine Täuscherin!" rief Lord Willoughby lachend. „Ihr machtet mich schon ängstlich wegen des guten jungen Barons, und jetzt ist es nur die alte Geschichte. Aber warum sollte er so großes Verlangen hegen, nach Frankreich zurückzukehren? Dies ist ein schönes Land — eine schöne Stadt — und Gott ist mein Zeuge, ich thue Alles, um ihn glücklich zu machen. Er ist ja fast nur dem Namen nach ein Gefangener."

„Aber immer ein Gefangener, Mylord," versetzte Agnes mit rührendem Ernst. „Schon der Name ist

eine Kette. Glaubt Ihr nicht, daß für einen Edelmann, für einen Mann von freiem Geiste das Gefühl, ein Gefangener zu sein, schwerer ist, als eiserne Fesseln für einen Leibeigenen? Ihr könnt einen Singvogel in einen Käfig sperren, Mylord, aber ein Adler schlägt sich an den Gitterstangen zu Tode. Würdet Ihr Euch zufrieden geben, wenn Ihr in Frankreich gefangen wäret, so gut man Euch auch behandeln möchte? Würdet Ihr zufrieden sein, zu wissen, daß Ihr Euer liebes Vaterland nicht wieder besuchen, die Scenen Eurer Jugend nicht wiedersehen, Eure Freunde und Verwandte nicht umarmen, noch die Luft Eurer Heimath athmen könntet? Würdet Ihr zufrieden sein, Abends in einem einsamen Zimmer, nicht in Eurem eigenen Schlosse, zu sitzen und Euch sagen zu müssen, wenn Ihr Eure Handgelenke anblicktet, obgleich Ihr keine Fesseln dort sähet: „„Ich bin dennoch ein Gefangener — ich kann nicht gehen, wohin ich will, nicht thun, was ich will. Ich bin an Zeiten und Orte gebunden — ich bin immer ein Gefangener, wenn ich gleich mein Gefängniß mit mir nehmen kann?““ Würde irgend ein Mensch damit zufrieden sein? Wie viel weniger kann ein Ritter und Edelmann sich zufrieden geben, ein Gefangener in einem fremden Lande zu sein, wenn sein Vaterland seiner Dienste bedarf, wenn jeder Edelmann Frankreichs nöthig ist zur Unterstützung Frankreichs, wenn sein König

seinen Dienst fordert, wenn er in den Schlachten seines Vaterlandes, selbst gegen Euch, Mylord, zu kämpfen und seine eigene Ehre und seinen Ruhm aufrecht zu halten hat!"

„Ja, da habt Ihr den rechten Fleck getroffen, junge Dame," sagte der alte Herr. „Bei meinem Leben, ich meines Theils würde nimmermehr einen tapferen Feind im Gefängnisse halten, sondern ihm nur ein mäßiges Lösegeld abnehmen und ihn am folgenden Tage wieder fechten lassen."

„Herrn von Brecy's Vater fiel in einer verlornen Schlacht gegen die Engländer," fuhr Agnes traurig fort. „Der Sohn ist hier in englischer Gefangenschaft. Glaubt Ihr nicht, daß er seinen Vater beneidet?"

„Vielleicht — vielleicht," rief Lord Willoughby, sich rasch von seinem Sitze erhebend und im Zimmer auf- und abgehend. „Aber was kann ich thun?" fuhr er fort, indem er vor Agnes stehen blieb und sie mit einem Blicke aufrichtiger Betrübniß ansah. „Ich mußte dem Könige versprechen, keinen meiner Gefangenen, so lange er und ich lebten, ohne seine besondere Zustimmung, anders als gegen das von ihm bestimmte hohe Lösegeld in Freiheit zu setzen. Mein liebes Kind, Ihr redet, wie ein verständiges Frauenzimmer und doch rührt Ihr mich, wie ein Kind. Aber Ihr werdet gewiß einsehen, daß es nicht in meiner

Macht steht, sonst, bei meinem Glauben und meiner Ritterschaft! würde ich thun, was Ihr wünscht."

Der schönen Agnes traten die Thränen in die Augen.

„Ich wußte wohl, daß Ihr gütig sein würdet," sagte sie. „Seine Mutter wollte Alles verkaufen, um sein Lösegeld zu bezahlen. Er wollte es aber nicht, denn es würde sie in Armuth versetzen, und ich ging hieher, um zu sehen, ob ich Euch nicht bewegen könnte."

„Bei meinem Leben!" rief Lord Willoughby, „ich habe große Lust, Euch zum Könige zu schicken."

„Wo ist er?" fragte Agnes. „Ich bin bereit, sogleich zu ihm zu gehen."

Der alte Lord schüttelte den Kopf.

„Er ist in Frankreich," sagte er und wollte noch Etwas hinzufügen, als plötzlich ein Diener die Thür öffnete, eine Ankündigung begann und sagte:

„Mylord, hier ist —"

Aber man ließ ihn seinen Satz nicht beenden, denn ein kräftiger Mann im mittleren Alter, ungerüstet, aber mit Stiefeln und Sporen versehen, drängte sich an ihm vorüber in's Zimmer, und Lord Willoughby rief:

„Ha! Dorset! was führt Euch aus Frankreich hieher? Ist irgend ein Unglück geschehen?"

Die letzte Frage war nicht ohne Grund, denn es

lag mehr als Eile und Hast in dem Gesichtsausdrucke des Grafen von Dorset, und es zeigte sich Kummer und Aengstlichkeit darin.

Mit hastigem Schritte näherte er sich dem Lord Willoughby, faßte seinen Arm und sagte Etwas in leisem Tone zu ihm, was Agnes nicht hörte. Der alte Lord fuhr mit einem Blicke des Kummers und der Bestürzung zurück und rief:

„Todt! so jung, so voll Lebenskraft und so nothwendig für sein Volk! Dorset! Dorset! Um Gotteswillen, sagt mir, daß meine Ohren mich getäuscht haben! Getödtet in der Schlacht, ha! Ein Bolzen aus der kleinen Stadt Cone, wohin er marschirte, als ich zuletzt von ihm hörte. Es muß so sein. Gleich dem großen Richard sollte er vor einem unbedeutenden Orte von der Hand eines Bauern fallen. Er setzte sich zu sehr der Gefahr aus, Dorset."

„Nein," entgegnete Dorset kopfschüttelnd. „Er starb in seinem Bette an einer Krankheit, aber dennoch als Soldat und Held, muthig und ohne Furcht. Der Himmel gebe seiner Seele Ruhe! Wir werden nie einen größeren oder besseren König haben. Aber hört, Willoughby! ich muß sogleich den Staatsrath zusammenberufen. Kommt in aller Eile nach, denn es liegen viele wichtige Gegenstände zur Berathung vor und wir bedürfen weiser Köpfe und großer Erfahrung."

„Ich will kommen — ich will kommen!“ entgegnete Lord Willoughby. „He! Knabe, da draußen! Laß in aller Eile meine Pferde satteln. Lebt wohl, Dorset! Ich werde in einer halben Stunde bei Euch sein. Nun — bei meinem Leben! meine liebe junge Dame, ich hatte Eure Gegenwart vergessen. Wovon sprachen wir doch? O! jetzt erinnere ich mich. Der Gang der irdischen Ereignisse ist sehr seltsam. Was Thränen in einige Augen bringt, trocknet andere. Kommt hieher. Ich will einen Brief an Euren jungen Vormund schreiben, und nur Ihr sollt ihn überbringen. Meine Pflicht gegen den König ist zu Ende und es steht mir frei zu handeln, wie ich will. Wartet — der Brief soll nur kurz sein.“

Darauf zog er ein Stück Papier zu sich hin und schrieb langsam darauf:

„**Das Lösegeld des Barons von Brecy ist auf die Hälfte herabgesetzt worden.**

Willoughby.“

„Hier, nehmt dies, liebes Kind,“ sagte er, „und er mag Gott danken und Euch.“

Und sie zu sich ziehend, drückte er einen liebreichen und väterlichen Kuß auf ihre Stirn und führte sie dann höflich zur Thür.

Elftes Kapitel.

Zuweilen führen sehr kleine und unbedeutende Ereignisse, selbst wenn man sie erwartet und sich darauf vorbereitet hat, mächtige und unvorhergesehene Folgen herbei; zuweilen gehen große und auffallende Ereignisse, die man am wenigsten erwartet und auf die man sich durchaus nicht vorbereitet hat, ruhig vorüber, ohne einen unmittelbaren Erfolg hervorzubringen.

Heinrich der Fünfte von England war in der besten Gesundheit nach Frankreich zurückgekehrt, hatte über alle seine Feinde triumphirt und die Stürme der Leidenschaft und Parteisucht als Werkzeuge seines Willens angewendet. Alles wich vor ihm — der Sieg schien sein Recht, Gesundheit und langes Leben sein Loos und der glückliche Erfolg der Diener seines Willens zu sein. Niemand dachte an eine Veränderung — Niemand träumte von einem Mißgeschicke — Niemand dachte an eine Niederlage — der Tod wurde

nie erwähnt. Es fand keine Erwartung, keine Vorbereitung statt. Aber in der Mitte des Triumphes, der Thätigkeit und Kraft wurde er von Krankheit darnieder geworfen. Nur wenige Stunden waren ihm gestattet, um sein Haus zu bestellen; und in der Blüthe des Lebens und in der Mitte des Ruhmes schloß der siegreiche Feldherr, der tapfere Ritter, der weise Staatsmann, der ehrgeizige König seine Augen für die Welt, und es blieb Nichts weiter von ihm übrig, als ein mächtiger Name.

Welche Veränderungen ließen sich nicht von diesem plötzlichen Ereignisse erwarten! Doch geschahen wenige oder gar keine. Seine letzten Stunden, während er auf seinem Schmerzensbette lag, reichten hin, alle Angelegenheiten von zwei großen Königreichen zu ordnen und seine Weisheit und Voraussicht, so wie seine Energie und Entschlossenheit zeigten sich niemals stärker, als auf dem Sterbebette. Alles blieb ruhig — das Scepter von England ging von der Hand eines Helden in die Hand eines Kindes über, und in Frankreich zeigte keine Volksbewegung von irgend einer Wichtigkeit, daß das Volk zu dem Bewußtsein von der Bedeutung der eingetretenen Veränderung erwacht sei. Alles blieb ruhig — die kräftige und schonungslose Hand Bedford's schien nicht weniger stark, als die seines dahingeschiedenen Bruders es gewesen; und auf einige abgelegene Provinzen be-

schränkt, schien die Partei des Dauphin kraftlos und unthätig.

Während dieses Zustandes zogen drei Personen, gerade als die Sonne unterging, in die alte Halle des Schlosses Brecy ein. Eine ältliche Dame stützte sich mit ermüdeter Miene auf Jean Charost's Arm; Agnes faßte seinen andern Arm mit beiden Händen an und alle drei blieben vor der Thür stehen und sahen sich mit etwas ängstlichem, wenn auch nicht traurigem Blicke um. Alle waren sehr froh, wieder dort zu sein — Alle waren sehr erfreut, sich wieder in Frankreich zu befinden. Aber drei Jahre machen einen großen Unterschied in Menschen, Ländern und Wohnplätzen; und wenn wir in eine alte Heimath zurückkehren, sind wir uns vielleicht mehr der Wirkungen der Zeit bewußt, als zu einer anderen Periode. Wir fühlen in uns selber, daß wir verändert sind, und wir erwarten auch in äußeren Gegenständen eine Veränderung zu finden — wir sehen uns um, ob auch ein Stein von der Mauer heruntergefallen, ob Moos oder Moder an dem Täfelwerk ist, ob der mahnende Staub auf dem Fußboden ruht, ob die Zeichen der Veränderung und des Verfalles an dem Orte der geliebten Erinnerungen sichtbar sind.

Nichts von dem Allen war in der alten Halle des Schlosses Brecy zu sehen. Die Abendstrahlen des Sonnenscheins, die durch die Fenster hereinfielen,

vergoldeten lieblich die Wand. Die Halle war gekehrt und in Ordnung gehalten. Alles war zierlich und reinlich, und dieser kleine Umstand allein schien das Licht der Hoffnung für die etwas trostlosen Herzen der neuangekommenen Familie wieder anzuzünden.

„Vielleicht stehen uns noch heitere Tage bevor, mein Sohn," sagte Frau von Brecy in ruhigem und ernstem Tone.

„O ja! wir werden noch heitere Tage erleben," sagte Agnes mit Wärme und Begeisterung. „Wir sind wieder in Frankreich — in dem schönen, heiteren Frankreich. Wir sind sicher und wohlbehalten zurückgekehrt und es müssen uns noch glückliche Tage bevorstehen."

„Es wundert mich," sagte Jean Charost gedankenvoll, „wer den Ort so sorgfältig in Ordnung gehalten hat. Wir ließen nur den armen, alten Augustin zurück, und er ist zu solcher Anstrengung unfähig. Jacques Coeur wird uns wohl diesen freundlichen Dienst geleistet haben."

„Er hat nicht viel dabei gethan, Herr," sagte eine Stimme hinter ihm, „wenn jener sehr vortreffliche Herr mir erlauben will, es zu sagen."

Jean Charost wendete sich um und bemerkte Jacques Coeur selber, der mit einem rüstigen, kleinen Manne in der Kleidung eines Gärtners in die Halle trat. Ich sage in der Kleidung eines Gärtners, denn

in jenen gesegneten Tagen, die man die guten, alten Zeiten nennt, welche ihre Mängel, so wie ihre guten Seiten hatten, konnte man das Geschäft oder den Beruf eines Menschen gewöhnlich an seiner Kleidung erkennen. Es war eine gute, wohlthätige und redliche Sitte. Man konnte nie einen Priester für einen Leibgardisten, noch einen Ladendiener für einen Premierminister oder umgekehrt halten. In unseren Zeiten der Freiheit, die sich der Ungebundenheit nähert, der Gleichheit, die auf der gröbsten Täuschung beruht, und der Brüderlichkeit, die, so weit wir damit bekannt geworden sind, die Brüderlichkeit des Kain ist, steht es uns leider frei, uns zu verkleiden, wie wir wollen, unter allen falschen Farben zu segeln, die uns gefallen, zu täuschen, zu lügen, und zu betrügen und dies in jeder Kleidung, die unserem Zwecke am angemessensten erscheint. Die Eitelkeit und Heuchelei der Menge haben nicht nur über die Kleiderordnung, sondern auch in hohem Grade über die Mode selbst triumphirt, und ich weiß Nichts, was ein Mensch nicht annehmen könnte, mit Ausnahme der Krone der Königin, und Gott erhalte ihr und ihrer Nachkommenschaft dieselbe auf immer.

Die Gärtnerkleidung aber, mit den blauen Tuchstrümpfen, mit ledernen Riemen zugebunden, war im gegenwärtigen Falle so bezeichnend, daß Jean Charost, der sich nicht bewußt war, einen Gärtner zu haben,

im ersten Augenblicke nicht begreifen konnte, wer die Person sein mochte, bis Martin Grille's Gesicht, welches zugenommen hatte, wie der Mond im zweiten Viertel, seiner Erinnerung deutlich wurde.

„Er sagt die Wahrheit, mein guter Freund de Brecy," sagte Jacques Coeur; „und sehr froh bin ich, daß er Euer eigenes Haus so geordnet hat, daß es nach Eurer Rückkehr aus Eurer Gefangenschaft einen angenehmen Eindruck macht. Den einzigen Antheil, den ich, als Euer Agent, an dieser Sache gehabt, war, zu thun, was er wollte."

„Dies ist mit einem Worte zu erklären, mein Herr," sagte Martin Grille. „Ihr sagtet mir, Ihr könntet mich nicht im Dienste behalten, während Ihr gefangen wäret, und ich dachte, ich könne mich wohl selber erhalten von den unkultivirten Aeckern, die das Schloß umgeben, und das Schloß auch in guter Ordnung erhalten. Ich zeigte schon als Knabe Lust zur Gärtnerei und hatte einst eine Menge Bohnen auf der Bodenkammer, wo meine Mutter in Paris wohnte, in eine alte Kasserole gepflanzt. Die ersten fünf Sous, die ich in meinem Leben hatte, erhielt ich für eine Unze Zwiebelsaamen, die ich in einem zerbrochenen Wasserkruge gezogen. Ich wurde von der Natur bestimmt, in der Erde zu graben und nicht andern Leuten Löcher in den Leib zu hacken; und die Stadt Bourges verdankt mir den besten Kohl, der je ge-

wachsen, während ich gewiß bin, daß ich keinen Ruhm geerntet hätte, wenn ich die Felder des Krieges kultivirt. Indessen bin ich hier und bereit, das Handwerk des Dieners wieder zu übernehmen, wenn Ihr es erlauben wollt; und um zu zeigen, daß ich mein altes Geheimniß nicht vergessen habe, putzte ich gestern Abend alle Eure Waffen, bürstete Eure Röcke, Mäntel, Wämmser und Alles, was ich sonst finden konnte, aus und kehrte jedes Zimmer im Hause, um den unbeugsamen Rücken des armen Augustin zu schonen."

In mehr als einer Hinsicht war das Haus wohl vorbereitet auf die Rückkehr seines Herrn, und vermöge der Fürsorge des guten Martin Grille war auch ein gutes Abendessen nicht vergessen worden. Es war indessen eine seltsame Empfindung für Jean Charost, als die Sonne untergegangen und die Wandleuchter angebrannt waren, wieder in seiner eigenen Halle, von freundlichen Gesichtern umgeben, als freier Mann zu sitzen — eine angenehme Empfindung, und doch fast zu mächtig. Mehr als einmal während des Abends traten der Frau von Brecy Thränen in die Augen; aber Agnes, die in heiterer Stimmung war und weniger Erinnerungen hatte, war voll Freude.

Jean Charost selber war sehr ruhig; aber er dachte oft, er hätte auch weinen können, wenn er allein gewesen.

So wurden persönlichen Dingen einige Gedan-

ken und Gefühle gewidmet; aber das Schicksal und die Geschichte seines Landes während seiner Abwesenheit nahm keinen geringen Theil seiner Aufmerksamkeit in Anspruch. In jenen Tagen verbreiteten sich die Nachrichten langsam. Große Thatsachen wurden wahrscheinlich genauer angegeben und bekannt, als selbst jetzt; denn es gab keine verwickelte Maschinerie zur Verbreitung der Lüge, keine öffentliche Presse, von dem Parteigeiste geleitet, um das Wahre mit dem Falschen zu mischen. Eine gewisse Großmuth hatte die reinen, ritterlichen Jahrhunderte überlebt und die Menschen konnten selbst während des Lebens einem Feinde hohe und edle Eigenschaften zuschreiben; aber die Einzelnheiten sind größtentheils verloren gegangen. Jean Charost war sehr begierig, diese einzelnen Umstände zu hören; und als sie sich um den großen Kamin versammelt hatten — denn es war jetzt Oktober und die Nächte kalt — unternahm es Jacques Coeur, seinem jungen Freunde einen Bericht von Allem zu ertheilen, was in Frankreich seit der Schlacht bei Azincourt geschehen.

„Ihr erinnert Euch, mein Freund," sagte er, „daß Johann von Burgund nach dem Falle von Harfleur nur dadurch dem Namen eines Verräthers entging, daß er sich erbot, seine Truppen mit denen Frankreichs zur Vertheidigung des Reiches zu vereinen. Aber man mißtraute ihm, und wahrscheinlich nicht ohne Ursache.

Ihr waret schon in England gefangen, als die orleanistische Partei bei Hofe das vollständige Uebergewicht erhielt, und da der junge Herzog in der Gefangenschaft war, wie Ihr, so übernahm sein Schwiegervater, der Graf von Armagnac, die Leitung jener Partei. Rasch, groß und kühn war seine Erhebung, und furchtlos, verwegen und blutig zeigte er sich. Das Schwert des Connetable stellte die ganze Militairmacht Frankreichs zu seiner Verfügung. Ein Glück für ihn wäre es gewesen, wenn er sich mit dem militairischen Ansehen begnügt hätte, aber er griff auch nach den Finanzen, und bei dem unglücklichen Zustande der Einkünfte der Krone machten ihm die Auflagen, welche Nothwendigkeit gebot, täglich mehr Feinde. Seine rauhe und unerbittliche Strenge reizte mehr zum Zorne, als sie beunruhigte, und es währte nicht lange, bis alle die, welche gleichgiltig gewesen waren, in die Reihen seiner Gegner traten. Freilich war seine Partei stark — freilich war der Haß gegen die burgundische Partei unter der Mehrzahl der Franzosen sehr mächtig; aber die großen Herren und viele von den Fürsten, die dem Hause Orleans zugethan, waren in englischen Gefängnissen. Durch jedes Mittel, welches Staatsklugheit und List erdenken konnten, suchte Johann von Burgund die Zahl seiner Freunde zu vermehren. Alle, welche Armagnac's Verfolgung entflohen, wurden von ihm freudig aufge=

nommen und mit Auszeichnung behandelt. Er verstärkte seine Streitkräfte, hielt sich in der Nähe von Paris auf, und war ungehorsam gegen die Befehle des Hofes. Endlich aber schien er die Hoffnung aufzugeben, sich zum Herrn der Hauptstadt zu machen, und zog sich plötzlich nach Artois zurück."

„Der Graf von Armagnac, der seinen Feind nicht richtig beurtheilte, beschloß die Gelegenheit eines offenen Weges zu ergreifen, um wieder in den Besitz von Harfleur zu gelangen; und indem er eine starke Garnison in Paris zurückließ, trat er seine Expedition an. Sobald er fort war, eilte Johann von Burgund seine Abwesenheit zu benutzen und es fanden rasche Verhandlungen zwischen ihm und seinen Anhängern innerhalb der Mauern von Paris statt. Ihr kennt die unruhige und stürmische Natur der niedern Klassen der Hauptstadt. Viele waren von irrthümlichem Eifer für das Haus Burgund erfüllt — Andere waren begierig nach Beute und dürsteten nach Blut, und eins der schwärzesten und abscheulichsten Komplotte, welche je die Geschichte der Menschheit verunziert haben, bildete sich zum Untergange der ganzen Partei Armagnac, und dies geschah mit der vollen Zustimmung des Herzogs von Burgund. Es wurde beschlossen, daß die sämmtlichen Verschwornen zu einer bestimmten Stunde bewaffnet in den Straßen von Paris erscheinen, sich der Königin, des Königs und des jungen Dauphin

Johann bemächtigen, die ganze Partei Armagnac ermorden, den Herzog von Berri und den König von Sicilien mit Ketten beladen, sie auf Ochsen durch die Straßen von Paris führen und sie dann tödten sollten."

„Das Komplott wurde durch die Furcht oder die Reue einer Frau einige Minuten vor der Ausführung vereitelt. Es wurden Vorbereitungen getroffen, die königliche Familie in Sicherheit gebracht und Tanneguy du Chatel ging an der Spitze seiner Truppen aus der Bastille und bemächtigte sich der Häuser, so wie der Personen der Verschwornen. Es war keine Gnade für den, der in Waffen gefunden wurde. Einige wurden durch den Strang oder das Beil hingerichtet, einige in der Seine ertränkt, und als Armagnac zurückkehrte, fügte er zu der über einzelne Personen verhängten Strafe noch eine für die ganze Stadt Paris hinzu. Der Verdacht wurde als Beweis angenommen, die Gleichgültigkeit wurde ein Verbrechen, die Gefängnisse füllten sich und der Name eines Burgunders war verhaßt. Die Truppen des Herzogs von Burgund, die sich der Stadt Paris näherten, wurden auf dem freien Felde angegriffen und der Bürgerkrieg wüthete in seiner zerstörendsten Form rings um die Hauptstadt."

„Jedes Uebel schien sich über Frankreich zu ergießen, als wenn alle Quellen des Himmels sich geöff-

net hätten, um Weh über das Land auszuschütten. Noch ein Dauphin wurde uns entrissen und es verbreitete sich allgemein das Gerücht, daß er vergiftet worden sei; aber der Tod des einen Prinzen war sehr unbedeutend im Vergleiche mit dem Verrathe des anderen. Es ist kein Zweifel, de Brecy, daß Johann von Burgund, dessen Unternehmen gegen Paris vereitelt war, sich auf ein Bündniß mit den Feinden seines Vaterlandes einließ und insgeheim Heinrich von England als König von Frankreich anerkannte. Es erhoben sich Uneinigkeiten zwischen der Königin und dem Grafen von Armagnac, in welche unser letzter Dauphin Karl so weit verwickelt war, daß er sich den ewigen Haß seiner Mutter zuzog. Burgund, die Königin und England vereinten sich zu dem Untergange des Dauphin und des Grafen von Armagnac, und Rache und Ehrgeiz verbanden sich zum endlichen Verderben des Landes. Der politische König von England benutzte das Alles und zog von Sieg zu Sieg durch die Normandie, während der Herzog von Burgund sich der Hauptstadt weiter näherte.''

,,Die Gefahren, von welchen er umgeben war, schienen Armagnac des Urtheils zu berauben und ihn in die Wuth eines wilden Thieres zu versetzen, so daß man wenig Zweifel hegen kann, er habe eine allgemeine Niedermetzelung der Bürger von Paris beabsichtigt. Die Truppen von Burgund waren im Be-

sitze von Pontoise. Ein wohlgesinnter und friedlicher junger Mann, der von einem Anhänger Armagnac's beleidigt und gekränkt wurde, fand Mittel, die Feinde des Grafen in die Stadt Paris einzuführen. Auf den ersten Ruf Burgunds standen Tausende auf, um sich von der Tyrannei zu befreien, unter welcher sie seufzten, und von einem Manne Namens Caboche angeführt, vergalt man auf die furchtbarste Weise der Partei Armagnac die Uebel, die sie zugefügt hatte. Die Gefängnisse waren gefüllt — die Straßen schwammen in Blut. Der Graf Armagnac sah sich genöthigt zu fliehen und wurde auf einige Stunden von einem Maurer verborgen, nur um endlich ausgeliefert zu werden. Die Königin und der Herzog von Burgund begünstigten das Blutbad; es wurden Gefängnisse erbrochen und die Gefangenen mit kaltem Blute ermordet; das Chatelet wurde in Brand gesteckt, die unglücklichen Gefangenen mit Piken in die Flammen zurückgetrieben und die Anführer der Partei Armagnac Tage lang durch die Straßen geschleppt, ehe sie endlich vom Volke in Stücke zerrissen wurden."

„Tanneguy du Chatel allein zeigte Muth und Klugheit; er rettete den Dauphin aus der Mitte des Tumults, brachte ihn sicher nach Melun, kehrte in die Hauptstadt zurück, focht einige Stunden tapfer gegen die Insurgenten und die Truppen Burgunds und entfernte sich dann, um seinem Fürsten Rath und

Beistand zu ertheilen. Die Königin und der Herzog von Burgund zogen triumphirend in die Stadt ein, wo man ihr auf den mit Blut befleckten Straßen Blumen streute und ein Prinz vom königlichen Blute den gemeinen Mördern vertraulich die Hände drückte."

„Aber der Herzog von Burgund fand bald, daß die Macht, die er zur Wuth angestachelt hatte, nicht mehr zu regieren sei; er beschloß daher, sie erst zu schwächen und dann zu vernichten. Die Mörderbanden hielten sich für Soldaten, weil sie Schlächter waren, und verlangten gegen den Feind geführt zu werden. Der Herzog war sehr bereit, ihren Wunsch zu erfüllen, und schickte zwei Abtheilungen von mehreren Tausenden aus. Die erstere wurde von den Truppen Armagnac's geschlagen und zerstreut. Die Uebrigen ermordeten in der Wuth der getäuschten Erwartung ihre Anführer, aber sie benutzten die gewonnene Erfahrung nicht. Die zweite Abtheilung wurde mit furchtbarem Verluste geschlagen und floh in großer Hast nach Paris; aber die Thore waren vor ihnen geschlossen, und sich zerstreuend, vereinten sie sich mit den mörderischen Räuberbanden, die das Land verheerten, und wurden von den Truppen Burgunds verfolgt und niedergemetzelt."

„So geschwächt, wurden die Insurgenten, die den Herzog von Burgund nach Paris zurückgebracht hatten, von dem Herzoge selber leicht unterjocht; ihre

Anführer kamen auf dem Schaffote um und Tausende von den untergeordneten Schurken wurden durch verschiedene indirekte Mittel aus dem Wege geschafft."

„Aber eine noch unerbittlichere Geißel, als Armagnac oder Burgund, sollte die dem Untergange geweihte Stadt heimsuchen — eine Geißel, die keine Partei verschonte, keinen Rang oder Stand respektirte. Die Pest zeigte sich in der Hauptstadt und raffte in wenigen Monaten mehr als hunderttausend Personen jeder Klasse, jeden Alters und Geschlechts hinweg. Bei diesen Ereignissen kam auch Caboche, der Onkel Eures Dieners Martin Grille, um, der mit dem Muthe eines Löwen und der Wuth eines Tigers einige Talente vereinte, die, besser angewendet, ihm einen ehrenvollen Namen in der Geschichte würden erworben haben."

„Und was ist aus seinem Sohne geworden?" fragte Jean Charost. „Ich meine, er war am Hofe der Königin."

„Er verließ sie," antwortete Jacques Coeur, „und kam hieher nach Bourges mit Maria von Anjou, der Gemahlin des Dauphin, als dieser sich von Melun nach Bourges begab. Ihr wißt einen Theil von dem, was später geschah — wie jener Prinz von hier nach Poitiers getrieben wurde; wie Verhandlungen stattfanden, um die königliche Familie wieder zu vereinigen; wie jede Vereinigung gegen den wahren

Feind Frankreichs durch getheilte Rathschläge, Ehrgeiz und Eifersucht verhindert wurde; wie der englische König sich Schritt für Schritt fast bis an die Thore von Paris zum Herrn des Landes machte. Man sagt mir, Ihr waret bei dem Tode des Herzogs von Burgund zugegen; oder soll ich es Mord nennen? Wohl hatte er Strafe verdient — wohl hatte er fast jedes Mittel gerechtfertigt, Frankreich von dem schädlichen Einflusse seines Ehrgeizes zu befreien. Aber in demselben Augenblicke, den man zur Rache gewählt, zeigte er Reue wegen seiner vergangenen Verbrechen — die Neigung, das Verschuldete wieder gut zu machen; und vielleicht gerieth sein Leben eben dadurch in die Hände seiner Gegner. Wollte Gott, jene That wäre nicht geschehen!"

„Und was folgte darauf?" fragte Jean Charost. „Ich habe seitdem nur wenig gehört, außer daß zu Arras ein Vertrag geschlossen, wodurch die Krone Frankreichs dem Könige von England bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Katharina übertragen wurde."

„Die Scene ist verwirrt und undeutlich," versetzte Jacques Coeur, „gleich dem Heranrücken einer Wolke, die das Land überschattet und Alles unbestimmt und nebelartig zurückläßt. Weit entfernt, der Sache des Dauphin zu dienen, weit entfernt, der Sache Frankreichs zu nützen, hat der Tod des Her-

zogs von Burgund großes Unheil für Alle hervorgebracht. Sein Sohn denkt mehr an Rache, als an Gerechtigkeit — mehr an seinen Vater, als an das Glück seines Landes. Mit der Königin und dem Könige von England verbündet, hat er nur nach dem Untergange des Dauphin gestrebt und gesehen, wie das französische Volk einem fremden Eroberer Treue geschworen, der nur durch seinen Beistand zum Siege gelangt war. Von einer Eroberung zur andern ist der König von England weiter gegangen, bis ihm fast die ganze nördliche Hälfte Frankreichs gehört, und die Loire ist die Grenze zwischen zwei gesonderten Königreichen. Hie und da besitzt die eine Partei freilich noch eine große Stadt oder eine starke Festung in den Distrikten, wo die andere herrscht, und an den Ufern des Flusses wird ein Grenzkrieg geführt."

„Aber eine lange Zeit vor dem Tode König Heinrich's schien ihm das Glück überall zu folgen und die ganzen westlichen, so wie die nördlichen Theile Frankreichs kamen nach und nach unter seine Herrschaft. Während einer kurzen Abwesenheit in England schien sich das Glück für den Dauphin zu entscheiden. Eine Verstärkung von sechstausend Mann setzte ihn in den Stand, das Feld mit Erfolg zu behaupten, und der Sieg bei Beaugé, der Tod des Herzogs von Clarence und die Entsetzung von Angers gewährte jedem getreuen Herzen Hoffnung. Frei-

lich fehlte es an Geld, und ich strengte mich nach Kräften an, meinem Fürsten die Mittel zu verschaffen, den Krieg fortzusetzen, als Heinrich's Rückkehr und sein rascher Erfolg in Saintonge und Limousin mich von einem großen Theile meiner Hülfsquellen, worauf ich gerechnet hatte, abschnitt und uns Alle wieder in Verzweiflung stürzte."

„Die letzte Anstrengung in den Waffen war die Belagerung von Cone an der Loire, welches die burgundischen Truppen besetzt hatten. Der Dauphin stellte sich in Person vor den Mauern dar und der junge Herzog von Burgund marschirte dem Orte zu Hülfe und forderte seine englischen Bundesgenossen zum Beistande auf. Heinrich war nicht träge, ihm denselben zu gewähren, und marschirte von Senlis ab, um seine Bereitwilligkeit und seine Freundschaft zu zeigen. Der Tod überraschte ihn freilich unterwegs; aber selbst im Tode schien er zu siegen, und Cone wurde entsetzt, als er in Vincennes seinen Geist aufgab. Ihr seid glücklich davon gekommen, de Brecy; denn wenn Lord Willoughby, ehe er Euch in Freiheit setzte, die Nachricht von den letzten Befehlen seines Königs erhalten hätte, würdet Ihr noch manches Jahr im Gefängnisse geblieben sein. Wohl wissend, daß die Gefangenen von Azincourt, sobald man sie in Freiheit setze, die Partei des Dauphin beträchtlich verstärken würden, war es immer Hein-

rich's Politik, sie in London zurückzuhalten, und fast seine letzten Worte waren ein Befehl, sie nicht eher in Freiheit zu setzen, als bis sein kleiner Sohn seine Volljährigkeit erreicht habe. Ich glaube, Ihr seid der Einzige über dem Range eines Knappen, den man nach Frankreich hat zurückkehren lassen."

„Ich verdanke Alles diesem lieben Mädchen," antwortete Jean Charost, die Hand der jungen Dame berührend. „Sie ging und bat in einem glücklichen Augenblicke für mich. Aber wo ist der Dauphin jetzt? Er bedarf des Armes eines jeden Edelmannes in Frankreich, und ich will nicht lange von seiner Armee abwesend sein."

„Armee!" wiederholte Jacques Coeur mit schwermüthigem Kopfschütteln. „Ach! de Brecy, er hat keine Armee. Entmuthigt, geschlagen, fast ohne Geld, während die schönsten Besitzungen seines Vaters in den Händen des Feindes sind, während seines Vaters Ansehen gegen ihn angewendet wird, während seine eigene Mutter seine bitterste Feindin geworden ist, während der Herzog von Burgund an der Spitze einer Armee im Felde steht und der Herzog von Bedford, dem großen Heinrich kaum untergeordnet, an der Spitze einer anderen, hat er sich fast hoffnungslos auf das einsame Schloß Polignac zurückgezogen und ist, wie man mir sagt, vergebens bemüht, das Mißgeschick der Vergangenheit und die

Drohungen der Zukunft bei leeren Vergnügungen zu vergessen."

„Es muß ein Versuch gemacht werden, ihn aus diesem Zustande zu erwecken; aber ich kann nicht eher Etwas thun, als bis ich die Mittel erlangt habe, ohne welche die Handlung hoffnungslos sein würde. Nach Paris wage ich mich nicht selber; aber ich habe Agenten und Freunde dort, die mir helfen werden, und Gelder genug in verschiedenen Unternehmungen angelegt. Ich habe mich während der letzten Monate lebhaft bemüht, alle Hülfsmittel zusammen zu bringen, aber ich warte noch immer in Bourges, ohne eine Antwort auf meine zahlreichen Briefe zu erhalten."

„Könnte ich nicht nach Paris gehen?" fragte Jean Charost. „Ihr wißt, mein Freund, daß es mir nicht an Fleiß fehlt und daß ich einst einige Geschicklichkeit in Geschäften gleich den Eurigen besaß."

Jacques Coeur schwieg gedankenvoll und antwortete dann:

„Es möchte vielleicht eben so gut sein. Ihr seid so lange abwesend gewesen, daß Eure Person unbekannt sein würde. Wann könntet Ihr abreisen?"

Jean Charost antwortete, er würde schon am folgenden Tage gehen können; und man setzte die Unterredung über diese Pläne fort, als man Pferdehufschläge im Schloßhofe hörte, und in der nächsten Minute ein großer, ältlicher, vom Wetter gebräun-

ter Mann von Martin Grille hereingeführt wurde. Jean Charost sah ihn an und glaubte Armand Chauvin, den Courier des ermordeten Herzogs von Orleans, in ihm zu erkennen. Der Mann ging gerade auf Jacques Coeur zu, überreichte ihm einen Brief und schlug dann die Augen nieder, ohne die Umgebung anzusehen.

„Dies ist in der That eine gute Nachricht," sagte Jacques Coeur, der den Brief bei dem Scheine eines Wandleuchters gelesen. „Hunderttausend Kronen, und in einem Monate noch zweihunderttausend! Damit und mit dem Gelde aus Marseille können wir noch Etwas anfangen. Dies ist in der That eine gute Nachricht!"

„Ich habe noch mehr zu berichten," sagte Chauvin ernst. „Ein Wort in Euer Ohr, Maitre Jacques. Ich habe nicht gegessen, getrunken oder geschlafen von Paris bis Bourges und von Bourges hieher, um Euch schnell diese Nachricht zu bringen. Hört — ich muß es Euch in's Ohr sagen!"

Und er flüsterte Jacques Coeur Etwas zu. Der Andere hörte ihm aufmerksam zu, stutzte und schien bewegt.

„Gott gebe seiner Seele Ruhe!" sagte er endlich. „Er hat ein unruhiges Leben geführt. Gott gebe seiner Seele Ruhe!"

Ende des dritten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.